Kerstin Edinger

aus Deutschland

Stipendien-Aufenthalt in Vietnam

21. Oktober bis 02. Dezember 2002

Vietnam – Kultur zwischen Tradition und Moderne

Von Kerstin Edinger

Vietnam vom 21.10. – 02.12.2002
betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung

Inhalt

I. Hanoi 92

1. Heho, heho – der Lockruf des Geldes 92

2. Ein Wohnzimmer für die Kunst 93

3. Picasso und Renoir zum Mitnehmen 96

4. Wasserbüffel vor Sonnenuntergang – Ausstellungseröffnung in der Kunstakademie 96

5. Fundgrube der Geschichte – Zwischen goldenen Reihern und Buddhastatuen 97

6. Ho-Ho-Ho-Chi-Minh – Stadtrundfahrt in Hanoi 100

7. Der schwere Stand des Zeitgenössischen – das „Contemporary Art Centre“ 103

8. Die hohe Schule der Kopie – Besuch an der Kunstakademie 105

9. Bücher für wenige – Duong Tuong und „Die Blechtrommel“ 105

10. Die amerikanische „Kunst“Botschaft – Galerieeröffnung in Hanoi 107

11. Die Lust aufs Spiel – das „Youth Theatre“ in Hanoi 109

12. Vietnam goes New Media – Videoworkshop in Hanoi 113

13. Kulturkolonialismus? 114

14. Eine Tasse Kaffee für die Kunst – das Café Lam in Hanoi 115

15. Tanzende Figuren auf dem Wasser – das Wassermarionettentheater in Hanoi 116

16. Klassisches Theater in Vietnam 118

17. Von Hunden und Drachen 120

18. Thüringer Würstchen für Hanoi 123

II. Bat Trang 124

19. Ein Dorf töpfert für die Welt 124

III. Hué 126

20. Mitten ins Herz 126

21. Kaiserliche Gräber und Nudelsuppe 129

IV. Saigon 130

22. Ankunft in Saigon 130

23. Ein Künstlerleben in Saigon 131

24. Ruderer der Liebe 132

25. Revolutionäre Modewelt? 135

26. Abschied von einer nicht mehr ganz so fremden Welt 137

V. Dank 139

Kerstin Edinger, Au-Pair-Aufenthalt in Frankreich (Paris), Regie-und Dramaturgieassistentin am Pfalztheater Kaiserslautern, 1990-1996 Studium der Germanistik und Medienwissenschaften an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, währenddessen dramaturgische Mitarbeit am Düsseldorfer Schauspielhaus, Praktika bei Radio RPR, freie Mitarbeit bei der WZ, 1996 Volontariat beim ZDF in Mainz, seit 1997 Reporterin im ZDF-Landesstudio Düsseldorf mit Schwerpunkt Kultur.

I. Hanoi

1. Heho, heho – der Lockruf des Geldes

„Heho, heho Madame“ ruft ein Mann mit Mofa mir zu, als ich das Hotel verlasse. Ein Xe Om Fahrer versucht, mich als Kundin zu gewinnen und bietet mir an, mich mit seinem Motorradtaxi an mein Ziel zu bringen. Er steht an der Straßenecke gegenüber und trotz des dichten Verkehrs, der sich durch die Gassen der Altstadt zwängt, hat er einen Blick für potentielle Kundschaft wie mich. Sein Revier ist die Altstadt Hanois. Mit seinem lauten Heho-Ruf spricht er jeden an, der etwas unsicher dreinblickend nach dem richtigen Weg Ausschau hält. Manchmal ruft er voller Eifer, meist jedoch fast belanglos – wie nebenbei. Er weiß, dass er zwar gehört, selten aber erhört wird. Ein tägliches Ritual. In Hanoi gibt es Hunderte von Xe Om-, also Mofataxi-Fahrern. Sie sitzen auf ihren Mofas, stehen daneben, meist aber liegen sie fast lethargisch auf dem Sattel ihres Gefährts, vor sich hin dösend in der schwülen Hitze des Nachmittags. Einen Kunden zu ergattern ist nicht einfach, die Konkurrenz ist riesig. Bei jedem Gang durch die Stadt werde ich von Heho-Rufen begleitet. Nach einigen Tagen weiß ich, wie ich zu reagieren habe, wenn ich kein Interesse an dem Geschäft habe. Ein freundliches aber streng verneinendes Lächeln und der Xe Om-Fahrer lümmelt sich wieder auf dem Sattel seines Mofas.

Auch Rikscha-Fahrer sprechen mich an – ihr Blick scheint fast flehend. Ihre meist klapprigen Cyclos werden nur noch für Stadtrundfahrten gebucht, um bei den Touristen nostalgische Gefühle aufkommen zu lassen. Die Zeiten werden schneller, auch in Vietnam – die motorisierten Xe Om-Fahrer haben ihnen längst den Rang „abgefahren“. Viel Geld verdienen lässt sich mit den Fahrjobs nicht, aber was sollen die jungen meist ungelernten Männer sonst tun? Arbeit gibt es in Vietnam nicht genug. Und ein soziales Netz schon gar nicht. Alles, womit man irgendwie Geld machen kann, wird hier ausprobiert.

Es wimmelt auf den Straßen von Verkäufern, die ihre Waren anbieten. Bei meinem Gang durch die Stadt sehe ich Frauen vom Land, die eine Stange auf der Schulter tragen, an deren Enden zwei Körbe hängen. Im schnellen Gang mit Plastikschuhen an den Füßen schlurfen sie durch die staubigen Gassen und versuchen, für ihre Bananen, Litschis oder selbstgemachten Reiskuchen Abnehmer zu finden. Die Stange biegt sich über ihren müden Schultern, doch ihr Gang ist unermüdlich. Immer und immer wieder schlurfen sie um die Häuserblocks bis zum Abend, bis die Ware verkauft ist und sie den Rückweg zum ländlichen Stadtrand meist zu Fuß wieder antreten. Ich beobachte eine alte Frau. Sie verhandelt mit einem jungen Deutschen. An seiner blassen Haut und seinem unsicheren Auftreten erkennt die Alte sofort, dass er erst wenige Stunden in der Stadt ist. Sie verlangt dreist einen Dollar für ein Baguettebrötchen. Der junge Mann bezahlt. Die alte Frau verschwindet schnell mit einem Lächeln auf den Lippen.

2. Ein Wohnzimmer für die Kunst

Mein erster Besuch gilt dem Salon Natasha. Bei Natasha sollen die Fäden der Künstlerszene zusammenlaufen. Ihre Galerie ist Treffpunkt für Künstler, Intellektuelle und Neugierige aus aller Welt. Die Galerie der Russin Natalie Kraevskaia befindet sich auf der Hang Bong Street, wie viele Galerien in Hanoi. Doch Natashas Salon ist anders. Er ist klein, vollgestopft mit Bildern und hat wenig von dem wohlgeordneten und noblen Ambiente der anderen Galerien. Natasha und ihr vietnamesischer Mann Vu Dan Tan leben und arbeiten in ihrem Salon. Hier begegnet mir kreative Unangepasstheit, nicht die konforme Harmonie des Kommerzes. Natasha begrüßt mich freundlich. Wir sitzen um einen kleinen Tisch herum, es läuft klassische Musik. Natasha schenkt mir, ganz nach vietnamesischem Brauch, in ein fingerhutgroßes Tässchen grünen Tee ein. Um mich herum hängen bis zur Decke Bilder, um den Tisch liegen Kataloge und Kunstzeitschriften. Ein graubärtiger Mann mit langen Haaren sitzt vorne im Salon an einer großen Fensterscheibe. Sein ruhiger Blick ruht auf dem Trubel der Straße. Es ist Vu Dan Tan. Ab und zu schaut er nach unten auf ein Stempelkissen. Dann druckt er kleine Bildchen mit einem Cadillac darauf. Er beachtet uns kaum. Wie es um die vietnamesische Künstlerszene bestellt ist, will ich von Natasha wissen. Erst seit 1986 praktiziert man in Vietnam einen „Kurs der offenen Tür“, „Doi Moi“ genannt, die vietnamesische Variante der Perestroika. Direkt nach der Öffnung stürzten sich viele internationale Kunstliebhaber auf die vietnamesische Kunstszene, um zu sehen, was in der abgeschlossenen Kunstbox jahrelang

gärte. Natasha erzählt mir, dass damals ein Ruck durch die Kunstszene ging, alle waren euphorisch. Endlich konnte man als vietnamesischer Künstler seine Bilder selbst vermarkten, musste nicht über die staatliche Künstlerorganisation verkaufen. Die Künstler trauten sich mehr zu, bekamen mehr Selbstbewusstsein und wurden in der Welt wahrgenommen. Nicht mehr nur Parteizugehörigkeit war wichtig, jetzt konnten sich auch parteilose, talentierte junge Künstler profilieren. Natashas Salon, der 1990 eröffnet wurde, war die erste parteiunabhängige künstlerische Anlaufstelle. Ein Treffpunkt – nicht nur zum Verkauf von Bildern, sondern hier findet bis heute ein reger internationaler künstlerischer Austausch statt.

Doch Natasha sieht die Öffnung nicht nur positiv. Zu schnell, zu kommerziell, sei damals alles abgelaufen. Amerikanische und europäische Käufer hätten sich nach der Öffnung auf den vietnamesischen Kunstmarkt gestürzt und seien regelrecht über die jungen Künstler und ihre Werke hergefallen. Die Künstler, die eben erst dabei waren, sich zu entwickeln und selbstbewusst in die Öffentlichkeit zu treten, hatten keine Chance sich in Ruhe zu entfalten. Man kaufte ihnen ihre Werke unter den noch feuchten Pinseln weg. Ihre kreative Leichtigkeit geriet zum künstlerischen Produktionszwang, was sich negativ auf die Qualität auswirkte. Mittlerweile ist der Andrang zurückgegangen. Die Künstler arbeiten wieder im normalen Takt. Doch die Szene ist gespalten. Es gibt die, die schnell und einfach Geld verdienen wollen. Die Kundschaft beschränkt sich heute oft auf Touristen, die Souvenirs mitnehmen wollen, nicht auf wahre Kunstkenner. Und so malen sie, was gewünscht wird. Unkritische Bilder mit Wasserbüffelmotiven, Menschen mit Reishüten oder Pagoden vor aufgehender Sonne. Und sie kopieren sich gegenseitig. Le Thiet Cuong z. B. hat mit seinen minimalistischen Bildern großen Erfolg bei den Käufern. Schon multipliziert sich dieser Stil inflationär. An jeder Ecke gibt es Bilder dieser besonders beliebten Maltechnik. Von Copyright oder gar künstlerischem Stolz ist man hier weit entfernt. Oft lassen die hungrigen Mägen einer zu Hause wartenden Großfamilie den jungen Künstlern auch gar keine andere Wahl.

Dann gibt es die Künstler, die immer wieder betonen, dass der Verkauf eines Bildes nicht ihr Hauptziel sei. Sie verstehen sich als die wahren, die unkommerziellen Künstler. Natürlich freuen auch sie sich über jedes verkaufte Bild, doch sie versuchen ihren eigenen Weg zu gehen, nicht nach dem Geschmack der Käufer zu produzieren, sondern die Käufer zu animieren, ihre künstlerische Aussage zu verstehen.

Vu Dan Tan ist solch ein Künstler. Noch immer sitzt er an einer Art Schaufenster auf einem kleinen Höckerchen und druckt Bilder vor sich hin. Immer und immer wieder das gleiche Motiv. Ein Cadillac mit Flügeln. Als ich zu ihm hingehe, deutet er auf ein Photo, das vor seinem Landhausatelier ge-

macht wurde. Dort steht der echte Cadillac. Auch der hat Flügel. Vu Dan Tan hat ihn für eine Ausstellung gekauft, auseinandergesägt, zerschnitten und mit Flügeln versehen. Vu Dan Tan ist kein Künstler im klassischen Sinne, ihn interessieren alle Arten von Materialien und Kunstformen. Natasha deutet auf zerschnittene und bemalte Zigarettenschachteln. Ich lächle, denn Vu Dan Tan hat daraus Insekten gemacht. Aus Marlboro- und Lucky-Strike-Packungen lässt er ganze Insektenarmeen entstehen. Andere Packungen sehen aus wie religiöse Masken. Rüstungen aus Blech oder Packpapier hängen an den Wänden. Kunstvoll hat Vu Dan Tan daraus erotische Ritterrüstungen gebaut. Kreativ und humorvoll. Seine Kunst entsteht aus Müll – altem Verpackungsmaterial, alten Schallplatten oder Dosen. Er gibt gebrauchten Dingen neuen Wert.

Australische Touristen kommen in den Salon. Sie schauen sich unsicher um, zweifeln ob sie richtig sind. Man habe ihnen diese Galerie empfohlen. An ihren Blicken erkennt man, dass sie eigentlich etwas Spektakuläreres erwartet haben. Natashas Salon ist anders, man hat das Gefühl in ein privates Wohnzimmer zu kommen. Der Reiz der hier gezeigten Kunst erschließt sich nicht immer sofort, mit den Werken in Natashas Salon muss man sich länger beschäftigen.

Die Touristen wollen wieder gehen, doch Vu Dan Tan bittet sie um eine Unterschrift. Feinsäuberlich hat er seine vielen Drucke zu einer Art Heft zusammengebunden. Er fordert die Touristen in gebrochenem Englisch auf, auf jeweils einer Seite zu unterschreiben. Sie tun es gerne, lachen und gehen etwas verwirrt wieder nach draußen auf die trubelige Straße. Vu Dan Tan holt aus einer Ecke weitere Cadillac-Hefte. Er muss wohl schon tagelang mit dem Drucken beschäftigt sein. Er sammele die Unterschriften, um damit deutlich zu machen, wie viele Nationen hierher kämen, wie international Vietnam geworden sei und wie offen der Salon allen Menschen gegenüber ist. „Mein Haus steht jedem offen, egal welcher Nationalität er angehört. Und so soll es auch bleiben“ sagt er. „Die Hefte entstehen zum 100. Geburtstag des Cadillac“, fügt er noch hinzu.

Nachdem auch ich meine Unterschrift in diesem besonderen Gästebuch hinterlassen habe, verabschiede ich mich, von Natasha mit weiteren Telefonnummern und Künstlerkontakten versorgt.

3. Picasso und Renoir zum Mitnehmen

Auf meinem Weg zurück zum Hotel komme ich an vielen Galerien und Ateliers vorbei. Junge Künstler sitzen darin und kopieren Meisterwerke der Kunstgeschichte. Ich schaue einem Maler über die Schulter, der gerade dabei ist, ein Bild von Egon Schiele zu kopieren. Eine kleine Postkarte an der Seite dient ihm als Vorlage. Die Galerie ist vollbehängt mit mir bekannten Motiven: die Sonnenblumen von Van Gogh, Raffaels Engel oder die rundlichen Frauen von Renoir. Von Picasso bis Andy Warhol wird in den Straßen Hanois alles kopiert, was die reiselustige Kundschaft aus Übersee sich im Original nie leisten könnte. Eine vietnamesische Originalkopie kostet nicht mehr als zu Hause ein Poster und somit finden die Bilder reißenden Absatz.

4. Wasserbüffel vor Sonnenuntergang – Ausstellungseröffnung in der Kunstakademie

Am Abend nimmt mich Franz Xaver Augustin vom Goethe-Institut mit zu einer Ausstellungseröffnung in die Kunstakademie. Ein in Japan lebender Amerikaner stellt seine Bilder aus. Lieblos stehen im ganzen Saal Staffeleien herum, auf denen die Bilder platziert sind. Der Ausstellungsraum ist funkelnagelneu. „Haben Sie schon mal einen Ausstellungsraum mit so vielen Fenstern gesehen?“, flüstert mir ein amerikanischer Besucher ins Ohr. Wirklich sehr ungewöhnlich. Das neue Museum besteht aus so vielen Fenstern, dass man gar keine Bilder mehr aufhängen kann, deshalb also die vielen Staffeleien. Nach den obligatorischen Pflichtreden, die aus einer schlechten Tonanlage herausquäken, gibt es Häppchen und Sekt. Ich schlendere an den Staffeleien vorbei und schaue mir die Bilder an. Verträumte japanische und vietnamesische Landschaftsmotive – Pagoden, Brücken, Menschen bei der Reisernte. Nicht gerade ein Highlight künstlerischer Aussagekraft. Warum zeigt man so etwas zur Neueröffnung des Ausstellungsraums der Kunstakademie? Und noch dazu gemalt von einem etwa 70-jährigen Amerikaner, nicht von den eigenen Studenten? So soll sie wahrscheinlich sein, die offizielle Kunst Vietnams. Unkritisch, traditionell und gefällig. Der Amerikaner traf genau den Geschmack der Entscheidungsträger. Noch dazu ist Korruption und Bestechung ein offenes Geheimnis in Vietnam. Auch die Möglichkeit auszustellen, ist käuflich.

5. Fundgrube der Geschichte – Zwischen goldenen Reihern und Buddhastatuen

Am nächsten Tag treffe ich mich mit Huy. Huy ist 32 und gehört zu den vielversprechendsten jungen Künstlern von Hanoi. Er hat vor sechs Jahren die Kunsthochschule verlassen und kann vom Verkauf seiner Bilder einigermaßen leben. Er hat schon in Amerika, Deutschland, Frankreich und Japan ausgestellt und ist einer der wenigen, die die Kunstszene über die Grenzen Vietnams hinaus gut kennen. Huy malt wie viele seiner Kollegen auf handgeschöpftem Papier. Einfache klare Formen prägen seine Bilder, oft finden sich darin religiöse Motive wie Buddha-Figuren. In Natashas Galerie habe ich Bilder von ihm gesehen, die menschliche Gesichter zeigen, die Konturen unscharf und verwischt. Wir setzen uns in ein Café. Huy ist etwas enttäuscht, was die Entwicklung der vietnamesischen Kunstszene anbelangt. Er erzählt mir, wie schwer es immer noch für junge Künstler ist, passende Ausstellungsräume zu finden. Von staatlicher Seite kommt keinerlei Unterstützung, jede Ausstellung entsteht durch Eigeninitiative. Die ausländischen Kulturinstitute wie das Goethe-Institut oder die „Alliance Francaise“ sind für die Künstler sehr wichtig, da sie ihnen ein Forum bieten, ihre Werke der Öffentlichkeit zu zeigen. Museen gibt es so gut wie keine und wenn, dann wird doch meistens nur traditionelle Kunst ausgestellt. Über das „Fine Art Museum“ in Hanoi spottet Huy, „hast Du jemals ein Museum gesehen, das nur Künstler des eigenen Landes ausstellt?“. An einer Weiterentwicklung sind die Offiziellen nicht interessiert. Traditionelle Malerei wird unterstützt und auch ausgestellt, doch moderne Kunst eher verhindert als gefördert. Einmal sei ihm das passiert. Aus fadenscheinigen Gründen hat das Kultusministerium eine Ausstellung von ihm kurzerhand verboten. Mittlerweile sei es eher so, meint Huy, dass die jungen Künstler zwar nicht behindert, aber auch nicht unterstützt werden, und man hofft, sie so kleinzukriegen. „Wenn man etwas vom Staat will, Papiere, eine Genehmigung oder so, dann arbeitet der Apparat so bürokratisch und langsam, dass man die Lust verliert“, sagt Huy. In Vietnam geht alles über Korruption. Huys Bilder sind nicht sonderlich politisch, sie sind einfach nur modern. Ich bin kein „fighting guy“, sagt er, „ich mache meine Kunst und will sie anderen Leuten zeigen, das ist alles.“

Huy fragt mich, ob ich mit ihm zu Duc fahren will. Er soll ein sehr interessanter Mann sein, der junge vietnamesische Künstler unterstützt. Huy wirft sein Mofa an und ich steige hinten auf. Wir fahren eine gute halbe Stunde durch die Straßen von Hanoi, bis wir an einigen Neubauten vorbeikommen, hin zu einem Haus am Stadtrand. Ducs Haus ist auf Stelzen gebaut, ein originalgetreuer Nachbau eines Hauses der traditionellen Bergvölker. Eine junge Frau empfängt uns sehr herzlich. Wir sollen reinkommen, Duc sei

zwar noch nicht zu Hause, aber wir sind trotzdem willkommen. Um Gäste wird nicht viel Aufhebens gemacht, in Ducs Haus geht man ein und aus, man trifft sich hier zu grünem Tee oder auch mal zu einer Wasserpfeife. Wir gehen einige Stiegen hoch, ziehen unsere Schuhe aus und treten etwas gebückt in das Holzhaus ein.

Der Raum ist riesig, das Dach läuft spitz nach oben zu. Auf dem Boden liegen Bastmatten. Es ist angenehm, barfuss darauf zu laufen. Die Fülle der Gegenstände, die sich in diesem Raum befinden, wirft mich fast um. Der Raum ist vollgestellt mit vietnamesischen Antiquitäten aller Art: Vasen, Schreine, Holztafeln, Kommoden, Schilder, Truhen; ich erkenne goldene Reiher oder mehrarmige Buddhastatuen. Wir setzen uns auf kleine Basthöckerchen an einen niedrigen Tisch. Die junge Frau, die sich als Ducs Ehefrau vorstellt, serviert uns grünen Tee. Huy erzählt mir, Duc selbst wollte früher auch Künstler werden, doch vor „Doi Moi“ war es sehr schwierig unabhängige Kunst zu machen und so hat Duc sein Geld mit Kunstkopien verdient. Heute reproduziert er vor allen Dingen Antiquitäten. Mit dem verdienten Geld unterstützt er jetzt junge Künstler. Sie sollen es schließlich besser haben als er damals. Unterhalb des Raumes, in dem wir uns befinden, habe es zum Beispiel schon mehrere Ausstellungen gegeben. Ducs Haus ist so etwas wie ein Künstlertreffpunkt. Hier kommt man einfach vorbei, auch unangemeldet und trifft immer jemanden, mit dem man reden kann. Draußen hämmert und klopft es. Ich schaue hinaus und sehe, dass direkt nebenan ein weiteres ungewöhnliches Haus gebaut wird. „Dieses Mal lässt Duc ein Haus im Stile der traditionellen Mung-Völker nachbauen“, erzählt mir Huy. In dem einen Haus wird dann gewohnt, das andere wird eine Art Künstlerzentrum werden. Der Raum, in dem wir uns befinden, ist eine Mischung zwischen Wohnzimmer und Verkaufsraum. Die Grenzen sind fließend.

Draußen braut sich ein Gewitter zusammen. Die schwül-heiße Luft wird von einem kalten Wind ersetzt. Es stürmt und plötzlich öffnen sich am Himmel alle Wasserschleusen. Das Wasser klatscht auf den Boden. Untergangsstimmung macht sich breit, doch ich fühle mich in Ducs Stelzenhaus wie in einer Art Arche Noah. Mittlerweile ist noch ein anderer Mann gekommen, ein Freund von Duc. Auch er spricht Englisch und beginnt ein Gespräch mit mir. Duc kommt einige Minuten später mit einem jungen Künstler. Er begrüßt alle freundlich, er ist nicht sonderlich erstaunt so viele Menschen in seinem Haus vorzufinden. Ducs Ehefrau schenkt uns grünen Tee nach. Wir sitzen zusammen und erzählen. Duc kann leider kein Englisch und so muss ich, wenn ich ihn etwas fragen will, immer Huy oder den englisch sprechenden Gast um Übersetzung bitten. Wir sitzen gemütlich beisammen, es wird gelacht, getrunken und erzählt. An Weggehen ist nicht zu denken, draußen versinkt gerade alles im Regen, die ungeteerte Straße besteht nur noch aus

Schlamm. Duc gibt mir eine alte Vase in die Hand. „Die ist so 1000 Jahre alt“, sagt er und lächelt stolz. Ich schlucke kurz und stelle sie schnell wieder hin. Duc zieht eine große alte Truhe hervor. Ich habe das Gefühl, einem Schatzsucher über die Schulter zu blicken. In der Truhe befinden sich Hunderte von Bildern. Duc erklärt mir, das seien „Funeralbilder“ der „minority people“, also religiöse Bilder, die während einer Beerdigungszeremonie bei den traditionellen Bergvölkern verwendet werden. Duc reist sehr viel zu den vietnamesischen Minderheitsvölkern, den Muong, den Tay oder auch den Hmong. Sie machen zehn Prozent der vietnamesischen Bevölkerung aus und wohnen zum größten Teil in den Bergen des Nordens. Lange Zeit schenkten die Vietnamesen den Bergvölkern wenig Beachtung, gegenseitige Kontakte waren eher selten. Erst seit kurzem erkennt man die unglaubliche kulturelle Vielfalt, die diese Völker in ihrer Ursprünglichkeit bewahrt haben. Reisen zu einzelnen Stämmen werden schon als ethnologische Touristenattraktion vermarktet. Duc hält schon länger Kontakt zu verschiedenen Volksstämmen und ist mit vielen „minority people“ befreundet. Von seinen Reisen bringt er immer wieder kleine Kunstschätze mit. Seine Sammlung dieser Beerdigungsbilder ist riesig. Von Volksstamm zu Volksstamm ist die Art und Weise, wie diese Bilder gemalt werden, sehr unterschiedlich. Sie sind alle sehr bunt und auf den Bildern befinden sich götterähnliche Figuren. Manchmal ist nur ein dämonenhafter Kopf zu sehen, manchmal besteht ein Bild aus vielen kleinen Figuren. „In jedem Dorf gibt es einen Künstler, der diese Bilder im Falle eines Todes anfertigt“, erklärt mir Duc. Doch auch bei den „minority people“ habe sich mittlerweile eine gewisse Bequemlichkeit durchgesetzt. Auch sie haben erkannt, dass man fertige Drucke kaufen kann und vernachlässigen immer mehr diese alte Tradition. Duc ist also eine Art Konservator. Er verdient aber auch nicht schlecht damit. Duc kennt sehr wohl den Wert dieser traditionellen Volkskunst. Stolz erzählt er mir, dass in New York eine Ausstellung vietnamesischer Kunst geplant ist. Ein Teil davon sollen auch seine „Funeralbilder“ sein. Etwas in der westlichen Welt noch nie Gezeigtes, eine Entdeckung aus Fernost.

6. Ho - ho - Ho-Chi-Minh – Stadtrundfahrt in Hanoi

Am nächsten Tag treffe ich mich mit Trang. Sie ist Deutschlehrerin am Goethe-Institut. Durch einen Aushang bin ich auf sie aufmerksam geworden. Sie bietet deutschen Touristen einen Stadtrundgang durch Hanoi an, will so ihre Sprachkenntnisse perfektionieren.

Sonntag morgen um 8 Uhr stehe ich wie verabredet vor dem Goethe-Institut. Für vietnamesische Verhältnisse sind wir schon spät dran. Alles ist auf den Beinen oder besser gesagt auf den Motorrollern. Der Verkehr zwängt sich durch die Gassen, vorbei an den vielen kleinen, mit Waren vollgestopften Läden. Ich freue mich, endlich mehr von Hanoi zu sehen und das auch noch mit deutschsprachiger Begleitung. Trang erscheint, sie begrüßt mich freundlich, wir verstehen uns auf Anhieb gut. Sie ist 25, sehr offen und kontaktfreudig. Als erstes überlegen wir uns, wie wir uns fortbewegen wollen. Der erste Versuch, bei ihr mitzufahren, scheitert. Ich bin doppelt so groß wie sie und bei jeder Kurve habe ich das Gefühl wir kippen um. Schnell beschließen wir, dass ich mir selbst ein Mofa leihen werde. Bei dem Gedanken ist mir noch nicht ganz wohl, aber schließlich ist es zu Fuß in Hanoi auch nicht gerade ungefährlich. Als Mofafahrerin bewege ich mich immerhin im gleichen Tempo wie die anderen.

In einem kleinen Laden, der auch noch als Wäscherei und CD-Laden dient, stehen drei Mofas zum Verleih bereit. Wir suchen uns die zuverlässigste Maschine aus, Trang macht das Geschäft klar. Gerade als wir so richtig starten wollen, fängt es an, zu tröpfeln. Trang greift in ihren Rucksack und zieht zwei bunte Umhänge aus dünnem Plastik hervor, die wir uns schnell überziehen. Als wir losfahren wollen, bemerke ich, dass plötzlich alle so aussehen wie ich. Das wirre Straßentreiben hat sich in eine bunte Plastikregenjackenschau verwandelt.

Unser erstes Ziel ist das Ho-Chi-Minh-Mausoleum. Ein guter Auftakt wie ich finde. Zwei Wachen stehen vor dem riesigen Gebäude, in dem sich der Leichnam des vietnamesischen Politikers befinden soll. Normalerweise gibt es hier meterlange Menschenschlangen, die darauf warten, den einbalsamierten Leichnam Ho-Chi-Minhs aus der Nähe sehen zu können. Doch heute ist das Mausoleum geschlossen. Einige Schaulustige machen Photos vor dem Gebäude, ansonsten gähnende Leere. Wir wundern uns ein bisschen, auch Trang weiß nicht, warum das Mausoleum heute nicht offen ist. Ich blättere in meinem Reiseführer und lese, dass der Leichnam Ho-Chi-Minhs einmal im Jahr nach Russland gebracht wird, um wieder neu konserviert zu werden. „Na, dann“, wir lachen, „Ho-Chi-Minh ist also zu Besuch bei Lenin.“ Wir gehen zu Fuß weiter, um uns sein Wohnhaus anzuschauen. Die Straßen hier sind breiter und von Prachtbauten gesäumt,

kein enges Herumwuseln wie in den Gassen der Altstadt. Alles ist großzügig angelegt.

Wir kommen durch einen riesigen Garten, vorbei an einem großen See und wunderschönen Bäumen, auch Palmen. Viele Neugierige, Touristen, aber auch Vietnamesen pilgern zu dem einfachen Holzhaus Ho Chi Minhs. Heute noch wird er von den Vietnamesen liebevoll Onkel Ho genannt. Trang und ich gehen durch den Park in Richtung des Hauses, herumschlendern ist hier nicht erlaubt, zurückgehen auch nicht. Es herrscht Ordnung bei Ho Chi Minhs Pilgerern. In einer Schlange geht es an dem schlichten Holzhaus Onkel Hos vorbei. Eine würdevolle Atmosphäre beschleicht mich, ich spüre die Bewunderung und Ehrerbietung, die man diesem Mann entgegenbringt. Gespenstisch still defilieren wir an einem einfachen Tisch, einem Stuhl, einem Bett vorbei. Für die Vietnamesen um mich herum Gegenstände, die eine Aura der nationalen Freiheit ausstrahlen. Alles ist sympathisch schlicht. Onkel Ho hat den Vietnamesen ideellen Verzicht vorgelebt – sie lieben ihn dafür bis heute. Das Mausoleum, das die kommunistische Führung für ihn errichtet hat, ist das Gegenteil davon, pompös und bombastisch ähnelt es eher einer ägyptischen Pyramide. Kein einfaches Grabmal, wie es sich Ho Chi Minh eigentlich gewünscht hat.

Trang und ich gehen weiter zum Ho-Chi-Minh-Museum. Es ist nur einige Schritte vom Wohnhaus entfernt. Trang kichert, als wir an der Kasse vorbeigehen. „Ich darf wieder kostenlos rein, weil ich Vietnamesin bin, nur Touristen müssen hier Eintritt bezahlen.“ Ich zahle die üblichen 5.000 Dong. Wir gehen eine Treppe hoch, an deren Ende eine riesige bronzene Ho-Chi-Minh-Statue uns entgegenwinkt. Ich stehe erst einmal staunend vor der überdimensionalen Büste, als ich mich umringt sehe von lachenden Asiaten. „Das sind Chinesen“, flüstert mir Trang noch zu. Dann bittet mich einer der Herren auf englisch, doch bitte ein Photo mit ihm zu machen. Noch immer wundere ich mich, doch ich stelle mich bereitwillig neben den Herrn. Hinter mir lächelt Ho Chi Minh, vor mir lacht mich eine komplette chinesische Reisegruppe an. Ich bin die Attraktion im Ho-Chi-Minh-Museum. Ich überrage mit meinen 1,80 Meter die meisten der Chinesen um eine Kopflänge. Jeder will mal. Meine Photopartner wechseln sich lachend ab, mal hakt sich ein Chinese mit Brille bei mir ein, mal hängt eine junge Chinesin an meiner Schulter, Dutzende von Photos rattern durch die Apparate. Mir gelingt es, Trang meinen Photoapparat zu geben, damit auch ich eine Erinnerung von dieser skurrilen Begegnung habe. Dann verabschiede ich mich. Die ganze Reisegruppe wird mir dann doch zu viel.

Wir gehen weiter durch das Museum und können uns endlich auch mal den Ausstellungsobjekten widmen. Es gibt Original-Handschriften von Onkel Ho zu sehen – Büsten, Bilder, sein kompletter Lebenslauf wird glorifi-

zierend dargestellt. Hier wird alles getan, um Ho Chi Minh ein ehrwürdiges Denkmal zu setzen. Trang hat viel Ehrfurcht vor den ausgestellten Objekten. An einem Bild bleibt sie stehen. „Siehst Du, welch schöne Augen Ho Chi Minh hat“. Ich bin etwas weniger beeindruckt als sie. Die miefige, propagandistische und gänzlich unkritische Ausstellungsatmosphäre macht mich eher ärgerlich.

Wieder draußen geht unsere Stadtrundfahrt per Moped weiter. Wir düsen durch die Straßen und halten an Pagoden, Tempeln oder auch mal an einem kleinen Straßencafé, wo wir uns einen Kaffee genehmigen. Trang ist sehr an Deutschland interessiert. „Warum stehen deutsche Männer denn so auf asiatische Frauen?“, will sie von mir wissen. Oder „Stimmt es, dass man in Deutschland immer Hautcreme braucht, weil die Luft so trocken ist?“ Trang wird in einigen Monaten einen Sprachkurs in Deutschland machen und ist schon ganz gespannt, was sie so alles erwarten wird. „Früher war hier der Kommunismus“, sagt sie lachend, „heute haben wir „Doi Moi“ und alles ist besser. Wir können sogar reisen und Ausländer dürfen in unser Land.“ Was für mich eine Selbstverständlichkeit ist, ist für Trang etwas Neues und Spannendes, etwas wofür sie ihrem Regime dankbar ist. Ein eigenes Mofa zu besitzen und damit durch die Stadt zu fahren, etwas Geld zu haben, um sich einige Luxusartikel kaufen zu können und mal ins Ausland reisen, das ist der Traum aller Vietnamesen. Eine kleine persönliche Freiheit, die den Blick auf die gedankliche Freiheit, die es noch immer nicht gibt, versperrt. Dass es immer noch viele Restriktionen und Einschränkungen gibt, spürt hier zwischen Coca Cola und Nokia-Handy keiner. Die Doi-Moi-Politik ist eine Politik der wirtschaftlichen Öffnung, die keine aktive politische Beteiligung wünscht. Die Freiheit, die es gibt, ist eine Teilfreiheit, was nur die wenigsten realisieren. Jedes Paar darf höchstens zwei Kinder haben, sonst muss es Strafen befürchten, auch die Zensur von Fernsehen und Internet sind Dinge, die man als selbstverständlich oder sogar nützlich hinnimmt. „Der Staat will uns doch nur vor Schlimmem bewahren“, so das Argument der meisten.

Trang lächelt mich an, sie ist glücklich. „Stimmt es, dass Du alleine lebst, ohne Deine Familie?“ „Ja, das machen die meisten in Deutschland so“, sage ich ihr. Für sie, ein weit entfernter Traum. Sie lebt mit ihrer Großfamilie zusammen. Nur im Falle einer Heirat wird sie das elterliche Haus verlassen, um dann in das Haus ihres Mannes und seiner Familie zu ziehen. Die traditionellen familiären Strukturen sind sehr wichtig in Vietnam, Kritik an den Eltern oder Großeltern ist für Kinder nicht erlaubt. Demütig und dankbar ist man hier ein Leben lang das Kind seiner Eltern. Trang hofft, noch einen Ehemann abzukriegen. Mit 25 sie bereits über dem durchschnittlichen Heiratsalter. „Mein Traum ist es, in Deutschland Sprachen zu studieren“, verrät sie mir. Hinter ihrer braven Fassade schlummern große Träume.

Wir fahren weiter an den Stadtrand Hanois. Dort gibt es seit einigen Jahren ein Ethnologie-Museum. Die einzelnen Minderheitsvölker werden hier präsentiert. Nachbauten ihrer Häuser gibt es ebenso zu sehen wie Grabmäler, handgewebte farbenfrohe Kleidungstücke der einzelnen Stämme oder handgeflochtene Körbe.

Das Museum ist beeindruckend, ein moderner Bau mit interessanten Schauvitrinen, einzelne Videoeinspielungen verdeutlichen die Lebensweise der Volksgruppen. Trang zuckt zusammen, als wir an einem Grabmal vorbeikommen, um das Puppen mit weißen Kopfbinden stehen. „Weiße Kopfbinden bedeuten Trauer", erklärt sie mir. Sie blickt sich sorgenvoll um und will schnell weitergehen, so als ob der Geist des Toten aus dem Grab steigen könnte. Unser Spaziergang geht draußen weiter. Über Stiegen kommen wir in die verschiedensten Häuser. Um uns herum ausschließlich Touristen. Einheimische finden wir hier nicht, auch Trang war noch nie hier. Interessiert erklettern wir die einzelnen Häuser und stellen uns das Leben der Volksgruppen darin vor. Ich wundere mich, denn solch ein konzeptionell und ästhetisch ansprechendes Museum habe ich in Hanoi bisher noch nicht gesehen. Eine goldene Tafel am Eingang macht klar, Jacques Chirac hat das Museum eingeweiht. Die französische Regierung hat das Haus mitentwickelt und es finanziell überhaupt erst ermöglicht. Eigentlich schade, denke ich mir, dass es immer der Hilfe von außen bedarf, um dieses Niveau zu erreichen.

7. Der schwere Stand des Zeitgenössischen – das „Contemporary Art Centre" in Hanoi

Am nächsten Tag besuche ich Tran Luong. Er ist Leiter des „Contemporary Art Centre". Die Unterstützung des Staates für zeitgenössische Kunst hält sich in Grenzen, doch immerhin wird den Künstlern hier ein Haus zur Verfügung gestellt, in dem sie sich treffen und gemeinsam arbeiten können. Tran Luong ist sehr offen und freut sich über mein Interesse für die vietnamesische Kunst. Tran Luong ist 42, hat eine Frau und ein Kind. Einige seiner Bilder hängen im „Centre". Er malt abstrakt. Seine Arbeiten unterscheiden sich von anderen abstrakten Werken, weil sie noch entschlossener scheinen. Runde, ovale Formen, Schatten, die in einem Rhythmus wiederkehren, Formen und Farben sind in seinen Bildern aufs Wesentliche reduziert. Eine natürliche Harmonie liegt in der Abstraktheit seiner Werke.

Tran Luong gehört der „Fine Art Association" an, einem staatlichen Zusammenschluss von Künstlern, der vor „Doi Moi" Pflicht war, und auch heute noch das Leben der Künstler im kommunistischen Regelwirrwarr ver-

einfachen kann. Man kennt sich eben. Junge Künstler wie Huy ziehen die absolute Unabhängigkeit vor. Tran Luong ist Leiter des Zentrums und somit natürlich auch ein Teil dieser offiziellen Seite. Genau wie Natasha beklagt sich Tran Luong über die einsetzende Kommerzialisierung der Kunst. „Viele malen einfach, was gewünscht wird, ohne künstlerischen Anspruch. Das schädigt die gesamte vietnamesische Kunstszene“, meint Tran Luong. „Viele kopieren einfach das, was sie gesehen haben, versuchen gar nicht erst, eigene künstlerische Ideen umzusetzen“. Künstler aus dem ganzen Land haben die Möglichkeit, für einige Wochen in seinem Zentrum zu leben und zu arbeiten. „Artists in residence“ nennt er das Programm. Die Nachfrage ist groß. Tran Luong versucht, in seinem Zentrum aber auch den internationalen Dialog zu fördern. Workshops oder Happenings, auch einzelne Ausstellungen werden von ihm hier organisiert. Er selbst macht oft Performances. Begeistert schiebt er eine Videokassette ein. „Hier siehst Du mich mit anderen jungen Künstlern bei einer Performance in einem Bergwerk.“ Sechs Stunden lang sei er unter Tage durch Kohleminen gelaufen, erläutert er mir. Auf die sozialen Probleme der Minenarbeiter wollte er damit aufmerksam machen. „Sie arbeiten für einen Hungerlohn, setzen täglich ihr Leben aufs Spiel“, fügt er hinzu. Er und die Künstler wollten selbst erleben, wie sich die Arbeiter fühlen. „Total schwarz sind wir wieder aus den Minen herausgekommen, sogar das Weiß unserer Augen war dunkel.“ Auf dem Video sehe ich, wie Tran Luong nach der Aktion mit Klebstoff eingepinselt wird. Sein ganzer Körper wird mit Reis vollgeklebt. Die Arme, die Beine, der Körper, selbst das Gesicht. Dann kniet er sich hin und lässt Kohlenstaub durch seine Finger rieseln. Ein Kontrast, der wirklich beeindruckend ist. „Ich wollte damit verdeutlichen, wie hart diese Minenarbeiter schuften und wie vergleichsweise einfach es ist, Reis anzubauen.“ Tran Luong zeigt mir noch andere Videos. Ich merke, wie viel Engagement in seiner Arbeit steckt.

Brian, ein kanadischer Künstler, der schon seit Jahren in Hanoi lebt und perfekt deutsch spricht, trifft ein. Er wolle sich für einen Workshop anmelden, sagt er. Vier Medienkünstler aus der Schweiz werden in den nächsten Tagen erwartet, um mit vietnamesischen Künstlern einen Video-Art-Workshop durchzuführen. Der Andrang ist groß, jeder will dabei sein. Immer noch ist es für die hier lebenden Kreativen schwierig, Informationen über andere zeitgenössische Künstler in der Welt zu bekommen. Im „Contemporary Art Centre“ versucht man, diesem Missstand entgegenzuwirken. Tran Luong ist dabei, das traditionelle Korsett, das die vietnamesische Kunst einengt, loszuschnüren.

8. Die hohe Schule der Kopie – Besuch an der Kunstakademie

Am nächsten Tag treffe ich mich mit Le. Er studiert in Deutschland Kunstgeschichte und ist für einige Wochen in Hanoi, um seine Eltern zu besuchen und auch um eine Ausstellung im Goethe-Institut zu eröffnen. Sein Vater ist Professor an der Kunstakademie, auch seine Schwester ist eine angesehene Künstlerin. Le will mir die Akademie zeigen. Er hat hier studiert, bevor er nach Deutschland kam. Ich bin sehr interessiert daran, wie die Studenten hier arbeiten. Die Aufnahmebedingungen sind sehr hart und der Andrang ist größer als die Aufnahmekapazität. Le führt mich in die einzelnen Klassen. Die Studenten arbeiten still und konzentriert vor sich hin. Ein Aktmodell sitzt in der Mitte des Raumes. Die Studenten versuchen, den leeren Blättern vor sich Leben einzuhauchen. „Hauptziel ist es, das Modell so realitätsgetreu wie möglich zu kopieren“, fügt Le hinzu. Auch einen Raum weiter das gleiche Spiel. Hier befindet sich die Bildhauerklasse. Wieder sitzt ein Modell in der Mitte des Raumes, drum herum Studenten, die versuchen, den Kopf nachzumodellieren.

Ich bin beeindruckt, wie gut die Nachbildungen gelungen sind. „Nach ein paar Lehrjahren kann man so einen Kopf in einigen Stunden fertig stellen. Fast lebensecht.“ sagt mir Le. Ich bezweifle das nicht, doch wo bleibt hier die künstlerische Aussage? Eine Frage, die hier in der Akademie nicht gestellt wird. Künstlerischer Individualismus findet außerhalb der Akademiesäle statt. Hier geht es ums Handwerk, hier werden „Kopierkünstler“ ausgebildet. Die Galerien in der Innenstadt zeugen davon. Eine Förderung des künstlerischen Eigensinns ist staatlich nicht vorgesehen. Im Gegenteil. Um kommunistische Auftragskunst für öffentliche Plätze herzustellen, ist zu viel abstrakter Kunsteifer nicht gefragt.

9. Bücher für wenige – Duong Tuong und „Die Blechtrommel“

Le bringt mich zur Mai Gallery. Hier lebt und arbeitet Duong Tuong. Die Galerie gehört mittlerweile seiner Tochter, er selbst ist eigentlich Schriftsteller und Übersetzer, aber auch nicht unwesentlich an der Förderung junger Künstler beteiligt. Seine Galerie ist neben der von Natasha einer der wichtigsten Treffpunkte der in Hanoi lebenden Künstler. Duong Tuong ist 72 Jahre alt, er trägt karierte Hosen, leichte Plastiksandalen und ein T-Shirt mit der Aufschrift „Hard Rock-Café Saigon“. Er könnte mein Großvater sein, seine Augen sind vital, er freut sich sehr über mein Interesse an vietnamesischer Kultur. Le verabschiedet sich, er muss weiter. Ich setze mich auf ein klei-

nes Höckerchen, Duong Tuong schenkt mir den obligatorischen grünen Tee ein. Wir sprechen miteinander französisch. Er gehört zu denjenigen, die mit der französischen Kolonialherrschaft aufgewachsen sind. Ich frage ihn nach seiner Arbeit. Er geht in ein Hinterzimmer und holt einige Bücher hervor. Er selbst hat Gedichte veröffentlicht und sie auch ins Französische übersetzt. Stipendien und Förderungen haben ihn auch ins Ausland gebracht. Eine wirkliche Ausbildung hat Duong Tuong nicht. „Ich habe mir mein Wissen über Literatur selbst zusammengetragen, wo ich nur konnte", sagt er mir. Als 17-Jähriger war Duong Tuong als Freiwilliger im Unabhängigkeitskrieg gegen die Franzosen. „Immer, wenn es zu einem Übergriff kam, haben wir uns auf die Beute gestürzt, ich habe dann die Bücher mitgenommen. Und nach dem Krieg, Ende der 50er Jahre, besuchte ich regelmäßig die Bibliothek von Hanoi, wo hauptsächlich französische Bücher standen. Ich las auch Kafka und George Orwell. Bücher, die der Zensur widersprechen müssten. Doch die Politiker und das Ministerium selbst hatten keine Ahnung, wer Kafka überhaupt ist", fügt er lachend hinzu.

Ich frage ihn nach den Übersetzungen, die er gemacht hat. Die gesamte Weltliteratur ist vertreten. Er hat „Vom Winde verweht" oder „Roots" übersetzt. Werke von Sartre oder Camus. Sein Lieblingsbuch sei „Der Mann ohne Eigenschaften" von Robert Musil. „Früher war es schwieriger, an ausländische Bücher zu kommen, heute ist es eigentlich kein Problem mehr. Doch obwohl fast alle Vietnamesen lesen und schreiben können, spielen Bücher im öffentlichen Leben eine sehr geringe Rolle", erzählt er mir. Und wirklich – Buchläden gibt es in Hanoi nur sehr wenige und wenn, dann findet man dort hauptsächlich Fachliteratur.

Er drückt mir ein voluminöses Buch in die Hand, auf dem in dicken weißen Buchstaben auf schwarzem Grund „Günter Grass" zu lesen steht. „Die Blechtrommel", fügt Duong Tuong auf deutsch lachend hinzu. Er habe das Buch gerade ins Vietnamesische übersetzt, eine Auflage von 1.000 Stück sei erst mal im Umlauf. Für vietnamesische Verhältnisse eine kleine Sensation. Die Deutsche Botschaft brachte die Idee ins Rollen. Beim vietnamesischen Kultusministerium mussten die Diplomaten dafür Überzeugungsarbeit leisten. Inhalt und Sprache sind für vietnamesische Leseverhältnisse sehr modern und progressiv. „Das Buch ist sehr wichtig für uns", fügt Duong Tuong hinzu, dann schlurft er wieder in das kleine Hinterzimmer und kommt mit einem Brief zurück, den er mir in die Hand drückt. Ich öffne ihn und halte eine Danksagung von Günter Grass in Händen. Duong Tuong lächelt, als er mein verdutztes Gesicht sieht. Ich lese die Zeilen und bin stark beeindruckt. Günter Grass wünscht ihm und den vietnamesischen Lesern alles Gute und bedankt sich bei Duong Tuong für sein Engagement.

„Volker Schlöndorff hat mich hier in der Galerie auch schon besucht, und Günter Grass will vielleicht auch demnächst mal vorbeischauen“, fügt er hinzu. Ich merke, dass der alte Mann vor mir noch viele Überraschungen auf Lager hat. Er kennt jeden Kulturschaffenden der Stadt und ist bestens informiert über alles. Ich frage ihn nach Theaterleuten und Stückeschreibern. Er geht zu seinem Telefon und hält ein kleines Notizbüchlein mit Nummern in der Hand. Er telefoniert. Er spricht Vietnamesisch, ich verstehe nichts. Dann lächelt er und sagt, „Ich habe einen Freund von mir angerufen. Er heißt Doan Chau und ist der Leiter eines kleinen Theaters. Sie können ihn morgen besuchen.“

So einfach geht das in Hanoi. Ich bedanke mich bei Duong Tuong, schüttele ihm zum Abschied die Hand. Ich versichere ihm, dass es eine Bereicherung für mich war, bei ihm gewesen zu sein. „Mit Duong Tuong zu sprechen, ist wie in einem Geschichtsbuch zu blättern“, hat Le mir gesagt und ich finde er hat recht.

Ich tauche ein in das Gewusel der Straße und fühle mich nicht fremd, sondern als ein Teil des Ganzen. Ich bin froh, in dieser Stadt zu sein und die Offenheit und Freundlichkeit, mit der man mich überall empfängt, erleben zu können. In Europa ist man Fremden gegenüber viel misstrauischer und verschlossener. Schade eigentlich! Ich sehe, wie ein Mofa an mir vorbeifährt, auf dem zwei Erwachsene und drei Kinder sitzen, eng aneinandergepresst, miteinander erzählend und lachend. Eigentlich ist viel zu wenig Platz darauf, eigentlich kann man so gar nicht fahren, doch sie machen es trotzdem und irgendwie scheint es wohl doch zu gehen.

10. Die amerikanische „Kunst“Botschaft – Galerieeröffnung in Hanoi

Am Abend – Galerieeröffnung bei Susan. Ein Termin, von dem man hier spricht. Ich gehe zu Fuß in die Hang Than Street, sie ist nur einige Schritte von meinem Hotel entfernt. Das Haus ist hell erleuchtet, draußen auf der Straße stehen große Kränze mit dicken Schleifen daran. Sieht nach einer Beerdigung aus, aber in Vietnam sind diese Kränze Zeichen eines besonders festlichen Anlasses, habe ich mir erklären lassen. Glückwünsche stehen auf den dicken Bändern. Am Eingang begrüßt die amerikanische Gastgeberin Susan ihre Gäste persönlich. Ich schüttele ihre dünne zarte Hand und erkläre ihr, wer ich bin. Sie freut sich über mein Erscheinen. Die Architektur ist imposant. Wasser läuft von den gekachelten Wänden in eine Art Teich am Boden. Vorder- und Hintergalerie werden durch einen schmalen Holzsteg verbunden, der den mit Goldfischen gefüllten Teich überbrückt. Über mir

öffnet sich eine Art Pagodendach. Die Architektur verbindet klare moderne Formen mit traditionellen Elementen. Susan, die in traditionellem vietnamesischen Ao Dai gekleidet ist, zeigt Geschmack. 100 bis 150 Leute drängeln sich in dem zweistöckigen Gebäude, sogar das Fernsehen ist da. Auch Le und Natasha erkenne ich unter den vielen Gesichtern. Le erzählt mir von Susan. „Sie lebt seit acht Jahren hier in Vietnam, vorher war sie mit ihrem Ehemann in Japan. Nach seinem Tod träumte sie von einem Leben in Hanoi und davon, eine eigene Galerie zu eröffnen und diesen Traum verwirklicht sie sich heute.“ Dass Susan nicht ganz unwichtig für das künstlerische Leben der Stadt ist, merke ich an der Rednerliste des Abends. Nach Vertretern der „Fine Art Association“ ergreift auch der amerikanische Botschafter das Wort. „Den Weg des Friedens zwischen Vietnam und Amerika, den können Politiker nicht allein zurücklegen, sondern es sind Leute wie Susan, die zum friedlichen Zusammenleben der Völker beitragen. Mit dieser Eröffnung heute Abend bewegen sich zwei Völker aufeinander zu, nicht durch die Sprache der Diplomatie, sondern durch die Sprache der Kunst.“ Ich nippe an meinem Sektglas. Dann werden die Künstler Le Quoc Viet und Trán Hoàng Són vorgestellt. Die Bilder sind ästhetisch sehr ansprechend. Le Quoc Viet arbeitet hauptsächlich auf „Do“-Papier, also traditionellem handgeschöpftem Papier. Er, der selbst jahrelang in einem Tempel gelebt hat, verarbeitet in seinen Bildern religiöse buddhistische Motive. Er arbeitet mit chinesischer Tinte und verbindet Malerei mit Schrift und Druck. Speziell angefertigte Stempel verarbeitet er kunstvoll in seinen Bildern. Moderne vietnamesische Kunst, die ihre traditionellen Wurzeln nicht verrät und Eigenständigkeit beweist. Auch Trán Hoàng Són ist sich seiner vietnamesischen Tradition bewusst und hat sich für die aufwendige Lackmalerei entschieden. Seine Lackbilder zeigen bunte ins Abstrakte gehende Tier- und Menschenszenen. Eine interessante Mischung. Die beiden stehen wie Strafgefangene da, ihr Kopf ist nach unten geneigt. Schüchtern stehen sie neben den Rednern, die ihre Bilder preisen. Wenn ich an Ausstellungseröffnungen in Deutschland denke, bei denen die Künstler voller Eitelkeit inmitten ihrer Werke flanieren, kann ich mir ein Lächeln nicht verkneifen. Die vietnamesischen Künstler bekommen das Mikrofon gereicht. Sie bedanken sich artig und wünschen dem Publikum viel Spaß bei der Ausstellung. Mehr sagen sie nicht, dann verschwinden sie wieder in der Masse des Publikums.

Eine junge Frau wird mir als eine der wenigen Kunstkritikerinnen des Landes vorgestellt. Als ich ihr sage, dass ich mich für junge vietnamesische Kunst interessiere und wissen will, was sich künstlerisch hier so tut, lacht sie und sagt: „Dafür kommen Sie zehn Jahre zu spät. Damals, kurz nach „Doi moi“, da war es spannend. Da war vieles in Bewegung. Heute herrscht eher Künstleralltag.“ Ein ganz schön spannender Alltag, denke ich bei mir.

Susan ergreift das Wort. „Ich bin sehr, sehr dankbar. Mein Traum einer eigenen Galerie geht heute in Erfüllung. Danke Euch allen.“ Ein kleines Mädchen reicht Susan einen Blumenstrauß. Es ist die Enkelin von Duong Tuong. „Das ist der Grund, warum ich hier bin“, fügt sie gerührt hinzu „thank you all, from the bottom of my heart.“ Alle klatschen. Nach der Ausstellungseröffnung gehe ich mit einigen Künstlern in ein buddhistisches Restaurant, in dem es ausschließlich vegetarisches Essen gibt. Wir werden von buddhistischen Nonnen bedient. Maritta, eine finnische Künstlerin, die schon seit einigen Jahren in Hanoi lebt, hat uns in dieses von der Straße abgelegene Hinterhofrestaurant geführt. Sie fragt mich, wie es mir in Hanoi gefällt. Ich sage ihr, dass ich eigentlich geplant hatte, schon bald abzureisen, aber dass es so interessant ist, dass ich gar keine Lust habe, weiterzureisen. „Willst Du wiederkommen?“ fragt sie mich. „Natürlich, keine Frage“, sage ich. Sie lacht. „Du bist infiziert. Die Droge Hanoi sitzt Dir jetzt in den Adern. Für immer.“

11. Die Lust aufs Spiel – das „Youth Theatre“ in Hanoi

Durch die Kulturjournalistin Huong bekomme ich einen Kontakt zum Vizedirektor des Jugend-Nationaltheaters, Truong Nhuan. Nach dem obligatorischen Visitenkartentausch, beidhändig überreicht natürlich, erkläre ich ihm, warum ich hier bin, dass ich mehr über Vietnam und seine Theatertradition erfahren will. Huong übersetzt unser Gespräch, Truong Nhuan spricht Vietnamesisch. Das Gespräch ist förmlich, aber nett. Auch dieses Mal grüner Tee, die Atmosphäre ist eher geschäftlich, nicht übertrieben freundlich. Insgesamt hat das Land zwölf Nationaltheater. Das „Youth Theatre“ soll eines der innovativsten des Landes sein. Nicht nur traditionelle Singspiele, auch moderne Theaterstücke junger zeitgenössischer Autoren werden hier gezeigt. Das Publikum ist sehr gemischt, aber vor allen Dingen Leute zwischen 20 und 30 kommen hierher, um sich zu amüsieren. „Unser Theater wird zu 40 Prozent vom Kultusministerium finanziert“, erklärt mir der Vizedirektor, „vor „Doi Moi“ waren es sogar 100 Prozent. Jetzt müssen wir natürlich ganz anders wirtschaften. Wir müssen uns dem Geschmack unseres Publikums anpassen. Jährlich inszenieren wir zehn Stücke, sieben Dramen und drei Entertainmentstücke, die der reinen Unterhaltung dienen und musikalische und tänzerische Elemente beinhalten.“ In drei wechselnden Schauspielgruppen wird gespielt und geprobt. Nicht nur in Hanoi, das „Youth theatre“ tourt auch durchs ganze Land. Insgesamt gibt das Theater 650 Aufführungen im Jahr, also gut 200 pro Gruppe. Truong Nhuan geht

ins rechnerische Detail. Ich frage ihn nach den Regisseuren, die diese Stücke inszenieren. Ich bin überrascht, als er mir sagt, dass es im „Youth Theatre“ nur einen einzigen Regisseur gibt. Er heißt Le Hung. Manchmal lädt er auch andere Regisseure ein, Stücke zu inszenieren, aber das ist eher die Ausnahme.“ Vom künstlerischen Standpunkt aus gesehen nicht besonders abwechslungsreich und experimentierfreudig! Auch schauspielerisch ist das Ganze ein kleines Desaster. Der ganze Theaterapparat ist bürokratisch und verknöchert. Nachwuchstalente gibt es eher selten, weder unter den Regisseuren, noch unter den Schauspielern. Zwar gibt es in Hanoi eine Schule für Schauspiel und Kino, aber international können sie sich hier nicht messen. Immer wieder wählt das „Youth Theatre“ junge Talente aus, man behält sie ein Jahr auf Probe und wenn sie sich bewähren, dann bekommen sie einen lebenslangen Vertrag. Truong Nhuan lacht. „Auch ich finde dieses System nicht gut, weil wir dadurch ein überaltertes Ensemble haben. Viele bemühen sich gar nicht mehr und sind schauspielerisch schlecht geworden. Es ist kein Anreiz mehr für sie da. Doch wir sind dabei, das System zu überarbeiten. Schauspieler sollen demnächst Jahresverträge bekommen, damit auch ein Ansporn geschaffen wird, sich ständig aufs Neue zu bewähren.“

„Wie sieht es mit der Stückauswahl aus?“, will ich von dem Vizedirektor wissen. „In einem speziellen Gremium wird darüber entschieden“, erklärt er mir. „Dieses Gremium besteht aus Regisseuren, Schauspielern und Theaterdirektoren. Nach unserer Auswahl wird das Stück dann noch einmal dem Kultusministerium vorgelegt, das es dann genehmigt oder kleine Veränderungen vorschlägt.“ Eine sehr nette Umschreibung für Zensur, denke ich mir. Doch die Denkweise hier ist eine andere. Das, was der Staat verbietet, geschieht zum Wohle des Volkes. Der Staat beschützt die Bürger vor schlechten Einflüssen, vor radikalen Ideen und dient letztendlich dazu, den Bürgern ihre naive und auch sorglose Sicht auf die Geschehnisse zu bewahren. Zensur muss gar nicht öffentlich stattfinden, sondern die Theaterleute wissen, was der Staatsapparat auf den Bühnen zu sehen wünscht. Die Verantwortlichen am Theater regulieren das Programm von alleine. Der Theaterdirektor sieht seine hauptsächliche Aufgabe in der erzieherischen Funktion des Theaters. Eine andere Herangehensweise kennt er gar nicht. Die Stückauswahl findet unter pädagogischen Gesichtspunkten statt. Die Zuschauer amüsieren sich und werden vor gesellschaftlichen Teufeleien wie Drogen oder moralischem Verfall gewarnt. Exemplarische Geschichten prangern Schlechtes an und lassen das Gute am Ende triumphieren. Die familiären Werte sind dabei enorm wichtig. Nicht selten werden in einem Stück Mutter und Vater verehrt, die Großeltern gewürdigt. Ausländische zeitgenössische Stücke finden sich auf dem Programm nur sehr selten wieder. Wenn ich danach frage, bekomme ich die freudige Antwort „Ja, wir spielen Gogol, Molière, Tschechov.“ Das versteht man hier also unter zeitgenössisch.

Das Ende der vollständigen staatlichen Unterstützung zwingt das Theater zu mehr Gefälligkeit. Man passt sich dem Geschmack des Publikums an und das liebt traditionelles Theater. Stücke, die Volkstheaterelemente enthalten, Gesangspassagen und tänzerische Folklore. Schließlich will man mit dem Theater nicht nur alte Werte, sondern auch Traditionen vermitteln. Tran Nhuon sieht sich und sein Theater als Konservator von Traditionen und als Erzieher der Jugend. Etwas, was ihn mit Stolz erfüllt. Als ich nach dem politischen Aspekt seiner Arbeit frage, meint Truong Nhuon, das sei schließlich nicht die Aufgabe von Theater, sondern die Aufgabe des Fernsehens und der Zeitungen. Politik habe im Theater ja wohl überhaupt nichts zu suchen. Truong Nhuon lädt mich und Huong zu einer Vorstellung ein. Ein zeitgenössisches Stück mit exemplarischen Alltagszenen steht auf dem Programm.

Am Abend steht eine Traube von jungen Menschen um das Theater herum. Es gibt Popcorn und geröstete Nüsse. Kinoatmosphäre liegt in der Luft. Nicht festlich, nicht steif oder hochkultiviert, das Theater gibt sich locker und volksnah. Über die Hälfte der vietnamesischen Bevölkerung ist unter 30, das macht sich in den Straßen Hanois Abend für Abend bemerkbar. Die jungen Leute wollen nach Jahren der Armut und des Hungers ihr Leben in vollen Zügen genießen. Bescheidener Wohlstand macht sich breit. Sie sind optimistisch und blicken erwartungsvoll in die Zukunft. Abends ausgehen gehört dazu. Ihr Wunsch nach anspruchsvoller Unterhaltung hält sich in Grenzen, sie wollen einfach Spaß haben, mehr nicht.

Auf dem Programm stehen deshalb auch Sketche. Dem Theater geht es um die Moral, um Wertevermittlung. Jede hier präsentierte Geschichte ist ein pädagogischer Wink mit dem Zaunpfahl. Die Atmosphäre in dem kleinen Theater, das ein sozialistisches 50er Jahre-Flair ausstrahlt, ist sehr turbulent. Neben den vielen jungen Leuten sitzen auch einige Großmütter und Großväter im Theater, einige Ehepaare sind mit ihren Kindern gekommen. Popcorntüten rascheln, viele kichern. Das Licht wird gedämpft. Die Vorstellung beginnt. Auch jetzt herrscht keine Stille, einzelne Textpassagen werden mit dem Sitznachbarn leise besprochen. So fällt es auch nicht weiter auf, wenn Huong mir sämtliche Dialoge fast simultan auf englisch ins Ohr dolmetscht. Die Stimmen der Schauspieler werden aus gutem Grund über Lautsprecher verstärkt. Sie agieren mit ausladenden Gesten. Das Bühnenbild und die Kostüme sind zwar sehr einfach, dafür umso bunter. Die Wahl der Requisiten und der Ausstattung ist schrill, wirkt fast wahllos. Angeklebte Bäuche und Bärte machen das Alter oder den sozialen Status einer Figur überdeutlich. Körperbetont und fast demonstrativ spielen die Schauspieler auf der kleinen Bühne. Doch die Zuschauer sind begeistert und klatschen sich vor Vergnügen auf die Schenkel. Feine Psychologisierungen finden hier keinen Platz, jeder Charakter ist klar umrissen und wird klischeehaft dar-

gestellt. Mehr Schwank, mehr Volkstheater als hintergründiges Drama. Ein Gesamtkonzept scheint es nicht zu geben, auch keine einheitlichen ästhetischen Vorstellungen der Inszenierung.

Ich erwische mich dabei, wie ich kaum auf die Bühne, dafür immer mehr in den Zuschauerraum blicke. Alle sind gebannt, von dem was sich da vorne so abspielt. Eine ältere Frau sitzt einige Plätze neben mir, ihr Mund ist offen, ihre Augen leuchten vor Freude. Sie hat die Welt um sich herum vergessen und ist völlig abgetaucht in das Stück und seine Handlung. Solch ein Theaterpublikum wünscht sich jeder Intendant in Deutschland von Herzen. Die Zuschauer saugen die Worte der Akteure in sich auf, hören gespannt zu, klatschen zwischendurch oder geben lautstark ihre Kommentare ab. Zwischen Bühne und Zuschauerraum ist kein hochkultivierter Graben der Stille, Akteure und Zuschauer sind hier Verbündete.

Gerade wird die Geschichte eines Bauernjungen dargestellt. Er ist in die Stadt gezogen, hat dort geheiratet. Als seine Mutter und seine Schwester vom Land ihn besuchen, schämt er sich seiner Herkunft. Er will die beiden verleugnen, sie am liebsten sofort wieder wegschicken. Das Publikum ist entrüstet, aber natürlich wird auch dieser verlorene Bauernjunge wieder auf den Pfad der moralischen Tugend zurückkehren und die Geschichte findet in der familiären Vereinigung ein erwartetes Happyend.

Huong erklärt mir, dass Theater in Vietnam mitunter sehr kritisch sein kann. Sie tippt mich an und übersetzt einen Sketch, der gerade gespielt wird, um ihre Behauptung zu untermauern. Es geht um Korruption, ein Beamter lässt sich von einem Geschäftsmann bestechen. Ein offener Hieb auf den käuflichen Verwaltungsapparat des Landes. Kritik ist an dieser Stelle also erlaubt. Allerdings wird das unmoralische Verhalten eines einzelnen kritisiert, nicht der Apparat oder das System an sich. Diese Form von Kritik ist schon sehr viel für vietnamesische Verhältnisse. Kritik am Staat hielten viele Vietnamesen im Theater für unangebracht, sie würden darauf sogar ablehnend reagieren. Man würde sagen, „wieso soll man den Staat im Theater kritisieren?“ Viele haben Respekt vor den greisen Herren in der Regierung. Einen Großvater oder eine Großmutter kritisiert man auch nicht. Auch wenn die Jugend mit überholten Verhaltensweisen und oft schleppenden Reformen nicht einverstanden ist, werden Veränderungen nicht forciert, sondern man wartet lieber ab.

12. Vietnam goes New Media – Videoworkshop in Hanoi

Heute ist ein besonderer Tag. Die Schweizer Künstler sind da. Zwei Wochen lang werden sie im „Contemporary Art Centre“ mit jungen vietnamesischen Künstlern zusammenarbeiten, ihnen das noch fremde Medium „Videokunst“ näher bringen. Der Andrang war schon im Vorfeld groß. Viele Künstler wollten dabei sein, nicht mehr als 16 waren zugelassen. Die Anzahl der Kameras und der Videogeräte ist begrenzt. „Point de vue“ nennt sich die Schweizer Gruppe, die vor einem halben Jahr auf die Idee kam, ein Video-Art-Seminar in Hanoi zu geben. Die Weiterentwicklung moderner Kunst in Vietnam läuft nur sehr schleppend. Staatliche Institutionen beharren auf Traditionellem. Ein Fach wie „Video Art“ findet man nicht auf den Stundenplänen der Kunstakademien des Landes. Ein interkulturelles Abenteuer nennen die Schweizer ihr Projekt und sie selbst sind mindestens so aufgeregt wie die vietnamesischen Künstler. Sie sind gespannt, was die nächsten Tage so bringen werden. Auch sie erhoffen sich eine Erweiterung ihres künstlerischen Horizonts, eine neue unverstellte Sicht auf die Dinge, auf die Arbeit mit dem ihnen so geläufigen Medium. Die jungen Vietnamesen sollen Grunderfahrungen im Bereich Video sammeln, es soll so etwas wie eine Saat sein, die künstlerisch aufgeht und mit der Zeit wachsen soll.

Als ich das „Contemporary Art Centre“ betrete, spüre ich die kreative Atmosphäre die darin herrscht. Nicht die zurückhaltende Stille meines ersten Besuchs, sondern heute wuseln viele Menschen darin herum, mit Kameras in der Hand. Sie verlegen Kabel, diskutieren miteinander, lachen. Tran Luong steht mittendrin, seine Augen leuchten. Er ist glücklich über die Gier nach Wissen, die seine Schützlinge an den Tag legen. Huy ist auch da, er ist begeistert. „Eine Fülle neuer Möglichkeiten erschließt sich mir mit dieser Kunstform“, sagt er und schraubt die Kamera auf ein Stativ. Er hat zwar schon einmal mit Videoart experimentiert, aber heute ist er froh, etwas Basiswissen vermittelt zu bekommen. Wie wichtig dieser Workshop für viele ist, wird klar, als eine Vietnamesin erzählt, sie käme in Vertretung für ihren Freund. Sie selbst studiert eigentlich Jura. Da ihr Freund heute aus familiären Gründen nicht hier sein kann, hat er sie geschickt, damit sie ihm zu Hause alles berichten kann. „Nein, leicht war es nicht, diesen Workshop durchzusetzen“, sagt mir Renatus, einer der Künstler, „wir mussten beim Kultusministerium schon sehr viel Überzeugungsarbeit leisten. Institutionen wie die Schweizer Botschaft und das Goethe-Institut unterstützen das Projekt. Das hat die Arbeit etwas erleichtert.“ Dann fügt er lachend hinzu: „Irgendwie komme ich mir vor wie ein Missionar.“ Und es hat wirklich etwas von kultureller Missionierung, was hier passiert. Obwohl die Schweizer Künstler immer wieder betonen, dass es nicht nur ein Geben, sondern auch

ein Nehmen ist. Die sehr klare und unverstellte Sicht der Vietnamesen auf das neue Medium beeindruckt die Schweizer Künstler. Die Gleichzeitigkeit und das Nebeneinander verschiedenster Stadien der Kunst, aber auch der Lebensstile ist in Vietnam präsent. Tradition und gleichzeitig Lifestyle – auch im Video-Workshop machen sich diese Kontraste bemerkbar. Die jungen Nachwuchs-Videokünstler experimentieren viel. Es ist spannend zu sehen, was hier entsteht. Vor allen Dingen das Körperliche reizt die vietnamesischen Künstler. Sie filmen ihre Haare ab, entwerfen Installationen, in denen einzelne Körperteile eine wichtige Rolle spielen. Vu, ein junger Künstler, ist schon ziemlich weit mit seinem Entwurf. Er hat ihn „absent body“ getauft. Ich bin beeindruckt. Er hat verschiedene Monitore postiert. Einer steht am Boden, darüber ist eine weiße Säule, auf der ein weiterer Monitor steht. Auf dem unteren Monitor sieht man Füße, die sich nach oben strecken, dann erscheinen oben Finger. Erst eine Hand, dann werden daraus zwei. Sie strecken sich, die Finger wandern langsam bis zum oberen Ende des Monitors, als wollten sie ein unsichtbares Ziel erreichen. Doch sie lassen immer wieder davon ab. Der Körper ist imaginär. Einzig und allein die sich nach oben streckenden Hände und Füße sind erkennbar. Die Person ist austauschbar, der imaginäre Wunsch und die Sehnsucht nach einem unbekannten Ziel auch.

13. Kulturkolonialismus?

Am Abend gibt es eine Ausstellungseröffnung im Goethe-Institut. Le zeigt dort eine Installation mit dem Titel „Dolly World“. Schwarz gekleidete Puppen mit Masken und roten Krawatten hat er im Raum aufgereiht. Die Masken sind Abdrücke seines eigenen Kopfes. Immer und immer wieder schauen einen diese unheimlichen Köpfe an. Die Szenerie hat etwas Gespenstisches. Eine geklonte Welt? Ein Beerdigungsritual? Viele geladene Gäste drängen sich in dem engen Raum. Wieder ein Treffpunkt, wieder eine sehr offene Atmosphäre. Ich rede mit einigen Künstlern über den Workshop der Schweizer. Ich frage, wie sie es finden, wenn hier so eine Art Kulturkolonialismus entsteht. „Ist es schlecht für die vietnamesische Kunst, wenn so viele Einflüsse ausländischer Kulturinstitute die Szenerie der Stadt prägen? Wie viel Freiraum bleibt da für die eigene Kreativität? Oder besteht die Gefahr einer Globalisierung und Gleichmachung von Kunststilen?“ Die Künstler verneinen eindeutig. Für sie bedeutet diese Zusammenarbeit sehr viel. „Alles Neue wird von den offiziellen Gremien doch unterdrückt. Wir sind froh, wenn es ausländische Künstler und Institute gibt, die uns helfen. Tradi-

tion ist nicht alles. Man gibt uns hier doch überhaupt keine Möglichkeit, uns weiterzuentwickeln. Die Gefahr, die eigenen Wurzeln zu vergessen, besteht dabei nicht.“ „Ich bin doch immer Vietnamese“, sagt mir ein junger Künstler, „wenn ich esse, trinke, lache, schlafe, mit jedem Wesenszug. Das kann mir nie jemand nehmen.“ Ein anderer fügt hinzu: „Wir können nicht immer nur auf Tradition aufbauen, alles muss sich verändern, Neues muss entstehen, nur so bleibt Kunst lebendig. Nur wenn wir jetzt Neues schaffen, schaffen wir Traditionelles für kommende Zeiten.“ Ich schäme mich fast meiner Frage. Mein Verdacht, die eigene Note der vietnamesischen Kunst würde durch den internationalen Einfluss untergraben, ist exakt das Argument, das die Oberen gegen die neu entstehende moderne Kunst des Landes richten. „Was jetzt neu ist, kann schon in hundert Jahren Tradition sein“, sagt ein anderer Künstler. „Wenn ich ins Ausland reise, verliere ich vielleicht einen Teil meiner Gewohnheiten, aber Vietnamese bleibe ich doch immer.“

Tran Luong kommt hinzu. Er erzählt von der Zeit, als er in der Kunsthochschule war. „Wir mussten damals als Kriegszeichner in den Krieg.“ „Kriegszeichner, was ist das?“, frage ich. „Siehst Du, deshalb haben die Amerikaner den Krieg verloren, weil sie gar nicht wissen, was die Kunst im Krieg zu suchen hat. Ich bin damals als Student mit anderen Studenten ausgewählt worden, den Krieg künstlerisch zu dokumentieren. Für mich ist Kunst aber dennoch nichts, was mit Kämpfen zu tun hat, Kunst ist für mich auch nicht politisch. Kunst steht über dem Ganzen, hat einen viel universelleren Anspruch.“

Auch Natasha ist hier. Als ich sie auch auf das Thema Kulturimperialismus anspreche, sagt sie: „Weißt Du, das ist wie Fernsehen schauen, man bekommt etwas angeboten, entweder man schaut es oder man lässt es bleiben. Ganz einfach. Die Künstler werden doch zu nichts gezwungen. Entweder sie besuchen einen Workshop oder sie lassen es bleiben.“

14. Eine Tasse Kaffee für die Kunst – das Café Lam in Hanoi

In ganz Hanoi hängt seit einigen Tagen Weihnachtsbeleuchtung. Rote und grüne Sterne, sogar dicke Schneeflocken blinken über den Straßen. Wenn ich mit dem Mofa durch die schwülheiße Luft fahre und die Schneeflocken über mir sehe, kann ich mir ein Lachen nicht verkneifen. Obwohl über die Hälfte der Bevölkerung buddhistischen Glaubens ist, haben die französischen Kolonialherren auch in punkto Religion ihr Übriges getan. Mittlerweile

gibt es neben Taoismus, Islam und Caodaismus (einer vietnamesischen Mischreligion) auch viele katholische oder evangelische Christen im Land. Was nicht zu übersehen ist!

Ich fahre zum Café Lam. Eine Institution in Hanoi. In den Wirren des Krieges war das Café Lam für viele Künstler eine Anlaufstelle, wo sie sich satt essen konnten, wenn es mal wieder nicht genug Reis für alle gab. Ein kleines unscheinbares Café am Rande der Altstadt, das auch heute noch gut frequentiert wird. Künstler sieht man allerdings heute nur noch selten dort. Auf niedrigen Plastikhöckerchen sitzen geschäftige Männer und unterhalten sich. Es sieht ein bisschen schäbig aus. Der Boden ist verdreckt, die Wände sind nicht verputzt, alles ist dunkel. Ich gehe trotzdem hinein. So dunkel und abweisend der Eingang ist, umso verblüffter bin ich, als ich eintrete. Das Café Lam hängt voller Bilder. Dicht aneinander gedrängt hängt hier in einem kleinen dunklen Café die gesamte Kunstgeschichte Vietnams. Nicht geordnet, sondern alles durcheinander. Auffallend oft erkenne ich einen zerbrechlich wirkenden Mann auf den Bildern, der seine Augen hinter einer dunklen Brille verbirgt. Es ist Lam, der Inhaber des Cafés. Er ist vor einigen Jahren gestorben, doch seine Präsenz ist noch immer nicht zu verleugnen. Ich bedauere, ihn nicht mehr persönlich kennenlernen zu können. Lam hat den vietnamesischen Künstlern sehr viel weitergeholfen. Maler wie Bui Xuan Phai, so etwas wie der vietnamesische Picasso, verkehrten bei ihm. Er hat sie mit einer heißen Mahlzeit versorgt oder ihnen Geld geliehen, wenn es nicht mehr für Pinsel und Farbe reichte. Der Dank dafür waren viele, viele Bilder. Und da hängen sie nun. Kaum beachtet von den Vietnamesen, die hier am Mittag ihren Café trinken. Lam hatte sich gewünscht, dass sein Haus nach seinem Tod ein Museum wird. Noch ist das nicht passiert. Ich trinke meinen Café aus, er soll der beste der Stadt sein. Hoffentlich wird Lams Wunsch in Erfüllung gehen, denke ich bei mir, damit die vielen schönen Bilder auch zur Geltung kommen. Noch hängen sie verloren und unscheinbar in dem dunklen Café und warten hier auf ihren großen Auftritt.

15. Tanzende Figuren auf dem Wasser – das Wassermarionettentheater in Hanoi

Am Abend gehe ich ins Wassermarionettentheater, ein Muss für jeden Vietnam-Reisenden. So sagt es zumindest mein Reiseführer. Direkt am Hoan Kiem-See gelegen, steht das vom Staat geförderte Theater, das mehrmals am Abend Vorstellungen gibt. Hier werden mit kleinen aus Holz geschnitzten Wassermarionetten religiöse oder auch volkstümliche Szenen gespielt. Mittlerweile ist das

Wassermarionettentheater zu einer Touristenattraktion ersten Grades geworden. Unzählige Busse halten vor dem Theater und schütten Touristen aus, die in Gruppen hineingeführt werden. Jeder bekommt einen Papierfächer in die Hand gedrückt, da es keine Klimaanlage gibt, dann geht es einige Treppen nach oben in den Vorstellungsraum. Noch herrscht etwas Verwirrung, da manche Plätze zweimal verkauft wurden, doch dann hat jeder seinen Sitzplatz und das Spektakel geht los. Drei Musiker nehmen am Bühnenrand Platz. Sie halten Instrumente in der Hand, die ich vorher noch nie gesehen habe. Alte traditionelle Instrumente, so sagt es das Programmheft. Sie entlocken ihnen helle, zart klingende Töne. Ein kleines buntes Häuschen steht auf der komplett mit Wasser gefüllten Bühne. Holzfiguren an langen Stangen werden von den Akteuren durch den Vorhang geschoben. Die Puppen scheinen auf dem Wasser zu schweben, sie tanzen, heben ihre Arme und drehen sich. Was so leicht und einfach aussieht, ist harte Knochenarbeit für die Marionettenspieler hinter dem Vorhang. Sie sind für die Zuschauer unsichtbar und hantieren mit langen Stangen, um den phantasievollen bunten Holzfiguren Leben einzuhauchen. Die Szenen sind einfach und simpel. Die verschiedenen Wassermarionettentheater im Land haben fast alle das gleiche Repertoire. Der Auftritt des Téu, so etwas wie der vietnamesische Kasperle, ist ebenso dabei wie der Tanz der Phönixvögel. Heldensagen und mythologische Geschichten werden dem Publikum hier erzählt. Außer den vielen Touristen befinden sich auch Vietnamesen im Publikum. Ein Ausflug ins Wassermarionettentheater ist gute Tradition in Vietnam. Man geht am liebsten mit der ganzen Familie und gönnt sich die nette Abwechslung gerne an einem Feiertag. Plötzlich speit ein Drache Feuer. Pyrotechnische Elemente gehören zum Spiel dazu. Aus dem Wasser schießen bunte Fontänen, auch kleine Fähnchen springen aus langen Stäben. Vietnamesischer könnte kein Theater sein. Traditionen und Glaubensvorstellungen werden in dieser Form vermittelt und das seit über 1.000 Jahren. Entstanden ist diese uralte Tradition auf den Dörfern des Landes, inmitten der Reisfelder. Deshalb auch die mit Wasser gefüllte Bühne. Kein Land der Welt besitzt eine ähnliche Tradition und darauf sind die Vietnamesen stolz. Tourneen durch viele Länder der Welt sollen diese traditionsreiche Theaterform bekannter machen und für das eigene Land werben. An staatlicher Unterstützung mangelt es diesem Theater im Gegensatz zu den anderen Bühnen deshalb auch nicht. Unkritisches Traditions-Theater wird gerne gefördert. Die Touristen werden nach einer bunten und sehr kurzweiligen Vorstellung wieder nach draußen entlassen. Weitere Busse warten am Eingang, eine neue Touristenschar drängt sich schon an der Treppe. Um das Theater herum lachen mich die vietnamesischen Holzpuppen an. Bunte Boote mit kleinen Ruderern und auch den lustigen Téu erkenne ich wieder. Souvenirverkäufer versuchen ihre Kassen zu füllen. Tradition macht nicht nur stolz, sondern kann manchmal auch reich machen.

16. Klassisches Theater in Vietnam

Doan Chau ist ein Mann um die 60. Der kleine sehr agile Mann kommt mit dem Mofa angebraust und begrüßt mich freudig. Doan Chau ist Leiter des „Nha Hat Kitch Vietnam"-Theaters. Bei ihm werden die Klassiker der Weltliteratur gespielt. Er ist mächtig stolz auf sein Theater, er platzt beinahe vor Tatendrang und ist ganz begeistert, dass ich mich für seine Arbeit interessiere. Seit 1989 leitet er das kleine Theater, das sich direkt hinter der imposanten Oper befindet. Doan Chau studierte Theaterwissenschaften in der Tschechoslowakei, auch in Oslo war er schon, erzählt er mir begeistert. Er selbst war in jungen Jahren auch Schauspieler. In seinem Theater werden nur Dramen gespielt, keine Entertainment- oder Boulevardstücke wie im „Youth theatre" zum Beispiel. Doan Chaus künstlerisches Herz schlägt für Shakespeare, Arthur Miller, Tschechov, Schiller und die klassischen vietnamesischen und chinesischen Stücke. „Unser Theater feiert in diesem Jahr seinen 50. Geburtstag", erzählt er mir stolz. „Im Moment spielen wir das Stück „Tràng so, san nho", übersetzt heißt das „Mondschein". Es ist ein modernes chinesisches Stück, bei dem nur Frauen mitspielen. Auch die Regisseurin ist in diesem Fall eine Frau. „Mondschein" ist eine Familiengeschichte, bei der Probleme zwischen verschiedenen Frauengenerationen thematisiert werden."

Ein sehr aktuelles und brisantes Thema in Vietnam. Junge Frauen leben mit ihren Müttern und Schwiegermüttern auf engstem Raum zusammen. Sie müssen ihnen gehorchen. Tägliche Streitereien sind an der Tagesordnung.
Ganz stolz ist Doan Chau auf die Zusammenarbeit mit einer amerikanischen Truppe. Vor einigen Jahren hat er eine Freundschaftsproduktion mit amerikanischen Theaterleuten realisiert. Sie spielten gemeinsam den „Sommernachtstraum" von Shakespeare. „Jeder sprach in seiner eigenen Sprache, auch die Regiearbeit wurde zwischen einem vietnamesischen Regisseur und einer amerikanischen Regisseurin geteilt. Eine Filmdokumentation mit dem Titel „A dream in Hanoi" ist dabei entstanden.

Pro Jahr gibt es in seinem Theater vier bis fünf Stücke zu sehen. Das Theater hat nur 170 Plätze. Doan Chau denkt über eine Erweiterung nach. „Ich würde gerne in ein größeres Haus umziehen, damit noch mehr Zuschauer unsere Stücke sehen können, aber wir haben noch nicht den richtigen Raum gefunden", erzählt er mir. „Wir haben hier ein älteres Publikum. Es ist schwer, junge Leute für klassische Stücke zu interessieren. Die gehen lieber ins „Youth theatre". Aber ich lasse mich nicht unterkriegen und habe mit meinen Kollegen ein spezielles Konzept für Schulen entwickelt. Dort treten wir dann auch öfter auf." „Wie sieht es finanziell aus?" will ich von ihm wissen. „Natürlich fehlt es uns hier an Geld und unsere Technik ist sehr

veraltet. Wir können keine großen Sprünge machen, aber nach „Doi Moi“ ist vieles einfacher und besser geworden.“ Vom Staat wird das Theater nicht sonderlich kritisch beäugt, da Klassiker als unverfänglich gelten. Außerdem ist Doan Chau’s kleines Theater nicht so massenwirksam wie das „Youth theatre“.

„Ein Problem ist der Dichternachwuchs im Land“, fügt er besorgt hinzu. „Es gibt keine guten jungen Theaterautoren, so bleiben wir eben bei den Klassikern oder spielen auch mal moderne chinesische Stücke.“ Junge Nachwuchsautoren gibt es in Vietnam kaum. Moralische Lehrstücke sind das einzige, was an Theaterliteratur produziert wird.

Bei der Umsetzung der Stücke schwört Doan Chau auf die Stanislawski-Methode, eine Methode bei der die Schauspieler schon einmal gelebte Gefühle reproduzieren. Eine sehr sinnliche und emotionale Spielweise. Fünf Jahre müssen die Schauspieler an der „National Art University“ lernen, bis sie an ein Theater kommen können. Sie besuchen Kurse in Philosophie, Literatur, Schauspieltechnik, Musik, Kunstgeschichte und Film. „Beim Vorsprechen in meinem Theater werden immer 10-12 neue Gesichter geladen, 3-4 können wir letztendlich nur nehmen.“ Doan Chau nippt an dem Orangensaft, der vor ihm auf dem Tisch steht und redet begeistert weiter.
„Wir lernen sehr viel vom Austausch mit anderen internationalen Gruppen und so sind wir immer daran interessiert, an Festivals teilzunehmen“, sagt er mir. „Aber ich glaube auch, dass internationale Gruppen sehr viel von der vietnamesischen Theatertradition lernen können. Demnächst findet in Saigon ein Festival für experimentelles Theater statt, an dem auch Gruppen aus Japan, China und Korea teilnehmen werden. Er schlägt mir eine Kooperation mit deutschen Gruppen vor. Ich verspreche, mich mal umzuhören. Doan Chau sprüht vor Ideen. „Ich bin zwar schon alt, doch hier drinnen“, er deutet auf seine Brust, „ bin ich noch sehr jung.“

Er fragt mich, ob ich mit zu einer Probe kommen will. Für das chinesische Frauenstück wird eine Umbesetzung geprobt. Wir fahren zusammen hin. Vor dem Theater stehen Billardtische, an denen sich junge Vietnamesen kämpferisch messen. Billard ist ein Volkssport in Vietnam. Wir kommen in das Theater. Doan Chau zeigt mir alle Räume. Das Theater ist zwar klein, die Ausstattung einfach, dennoch hat alles viel Charme. Wir gehen leise in den Probenraum.

Einige Frauen stehen um einen Tisch herum. Eine Frau mittleren Alters gibt Instruktionen. Sie begrüßt uns, sagt, dass ich einige Minuten bleiben kann, aber nicht zu lange, damit ich die Schauspielerinnen bei der Probenarbeit nicht ablenke. Ich setze mich still in eine Ecke und schaue zu. Der Raum ist fast leer. Ein paar Stühle, ein Tisch, ein Sofa. Eine Vietnamfahne

dominiert den Raum, sie leuchtet hinter dem Tisch rot hervor, davor steht eine Büste von Ho Chi Minh.

Das Regiekonzept ist sehr zweckorientiert. Es geht nicht um die Charakterisierung der Figuren, sondern darum, wer wann wo hingeht, wie man welches Requisit wann durch den Raum trägt. Die Truppe arbeitet konzentriert, herumexperimentiert wird nicht. Improvisationen scheint man hier nicht zu kennen oder sie zumindest momentan nicht einzusetzen. Dennoch ist die Spielweise psychologisch feiner, als das, was ich im „Youth theatre" gesehen habe. Die nächste Aufführung ist erst in einigen Tagen. Produktionsstress gibt es also nicht. Alles geht seinen ruhigen Gang. Man hat Zeit, steht nicht unter Druck. Dann muss ich weiter, ich bedanke mich für den Einblick, den ich bekommen habe. Die Regisseurin lädt mich zur nächsten Aufführung ein. Die Gruppe wird nach Saigon fliegen und dort das Stück aufführen.

17. Von Hunden und Drachen

Bevor es auch für mich in Richtung Süden geht, bleibe ich noch einige Tage in der Hauptstadt. Hanoi ist das kulturelle Zentrum des Landes, die intellektuelle Mitte, doch hier sitzt auch die Macht und mit ihr der Hauptteil des Überwachungsapparates. Was das bedeutet, lerne ich am nächsten Tag kennen. Ich habe mich per Telefon mit Duong Thu Huong verabredet. Eine der wenigen verbotenen Schriftstellerinnen Vietnams. Als ich in das verabredete Café komme, sitzt sie schon an einem Tisch und wartet auf mich. Wir erkennen uns sofort. Duong Thu Huong hat sich trotz ihres sicherlich nicht leichten künstlerischen Lebens eine jugendliche Frische bewahrt. Sie sieht aus wie ein junges Mädchen, obwohl sie mit 55 Jahren meine Mutter sein könnte. Sie erzählt mir, dass sie zwei Kinder hat, ein Sohn in meinem Alter.

Ich frage sie, wie sie zur Schriftstellerei gekommen ist. „Mit 15 ging ich als „singende Soldatin" in den Krieg, wollte als Freiwillige helfen, mein Land von den französischen Besetzern zu befreien", sagt sie mir. „Ich war voller Optimismus, glaubte an die kommunistische Partei, in die ich auch voller Begeisterung eingetreten bin." Zunächst arbeitete sie als Drehbuchautorin für die Filmindustrie, diesen Job verlor sie dann aber, weil sie sich immer mehr von der kommunistischen Linie entfernte. Schriftstellerin sei sie eigentlich aus Versehen geworden, aus Schmerz, fügt sie hinzu und schaut mich durchdringend an. Ich fühle mich wohl in der Nähe dieser agilen, eleganten Frau. Sie strahlt etwas sehr Klares, Frisches und Ehrliches aus. „Wann sind sie geboren?", fragt sie mich. Ich nenne ihr mein Geburtsdatum.

„Dann sind Sie im Sternzeichen des Hundes geboren, genau wie ich“, lacht sie begeistert. „Wer als Hund auf die Welt kommt, ist etwas besonderes. Hunde sind ehrgeizig, zielstrebig und ehrlich und sie lassen nicht locker, bei dem, was sie sich vorgenommen haben. Hund ist das beste chinesische Sternzeichen.“ Ich sage ihr, dass ich einmal gehört habe, dass Drachen etwas Besonderes seien. „Ach, Drachen“, winkt sie ab „haben Sie jemals einen Drachen wirklich gesehen? Sie sind Phantome, Fabelwesen, machen viel Rauch um Nichts. Aber Hunde gibt es wirklich, sie sind realistisch und standhaft.“ Sie lacht und reicht mir die Speisekarte. Wir sprechen weiter über Literatur. Duong Thu Huong ist begeistert, dass ich gekommen bin und ich bin begeistert, mit ihr sprechen zu können. Sie ist eine der wenigen vietnamesischen Schriftstellerinnen, die ihre politische Meinung in ihren Büchern offen legt. Sie sei so etwas wie eine Dissidentin im eigenen Land, sagt sie. Vom kommunistischen Regime für ihre marxistische Überzeugung verhätschelt, fiel sie Ende der achtziger Jahre in Ungnade. Enttäuscht von der kommunistischen Realität, entfernte sie sich immer mehr von ihren marxistischen Grundsätzen. Ihr Eintreten für Demokratie und Meinungsfreiheit endete mit ihrem Ausschluss aus der Partei. 1989 wurde sie wegen der Äußerung „Das Volk müsse nicht für den Staat da sein, sondern der Staat für das Volk“ vom „Schriftstellerverband“ des Landes ausgeschlossen. „Ich bin nicht ausgeschlossen worden“, fügt sie lachend hinzu, „eigentlich habe ich den Verband ausgeschlossen.“ 1991 wurde Duong Thu Huong für sieben Monate inhaftiert. „Genau genommen sieben Monate und sieben Tage“, betont sie. Früh am Morgen des 14. April wurde sie von ihrer Mutter geweckt, Männer waren an ihr Haus gekommen, um sie zu verhaften. Sie wurde vom vietnamesischen Staat beschuldigt, vom Ausland bezahlt und manipuliert zu werden, gegen das eigene Land zu intrigieren.

Ich bemerke einen jungen Herrn am Tisch neben uns, der uns aufmerksam zuhört. Er ist schlicht, aber vornehm gekleidet, fast ein wenig zu vornehm. Er sieht gebildet aus, blättert in einer Zeitung, die vor ihm liegt. Doch er liest nicht, sondern schaut immer wieder zu uns herüber. „Ein Spitzel“, schießt es mir panikartig durch den Kopf. Duong Thu Huong lacht nur. Sie hat ihn schon längst gesehen, sie kennt diese Situation zu genüge. „Mein Telefon wird abgehört, unser Treffen ist „ihnen“ also bekannt.“ Sie sagt „ihnen“, als seien diese Spitzel ihre ständigen Begleiter. Wahrscheinlich sind sie es auch. „Macht dieses Treffen für Sie Probleme?“, frage ich besorgt. Sie lacht nur und antwortet, „Nein, ich denke nicht.“ Dann fügt sie hinzu: „In Vietnam sitzen nur eine Handvoll Intellektuelle wegen ihrer politischen Überzeugung im Gefängnis. Ich finde, das ist viel zu wenig.“

Dann spricht sie weiter, doppelt so laut, doppelt so engagiert, so als wolle sie absichtlich provozieren. Ihre Worte sind nicht mehr an mich gerichtet,

ihre ganze Wut, ihr ganzer Zorn gegen die Unfreiheit des Regimes erläutert sie eigentlich dem uns gegenübersitzenden Spitzel. „Wir sind nicht wirklich frei hier, haben nicht die Möglichkeit, unsere Meinung frei zu äußern.“ „Ich habe ihre Bücher gekauft“, sage ich ihr „obwohl sie ja eigentlich verboten sind. Es war gar nicht schwer sie zu bekommen. Ich habe einfach an einem Straßenstand danach gefragt.“ „Ja, ältere Bücher sind leichter zu haben, aber vor allen Dingen meine neuen Bücher werden in Vietnam nicht mehr verlegt. Nur noch im Ausland. Ich schreibe auf einer alten klapprigen Schreibmaschine – fast täglich. Einen Computer schaffe ich mir nicht an. Das ist mir zu gefährlich. Man könnte die Festplatte löschen“, sagt sie mit Blick auf den dunkel gekleideten Herrn. „Gute Freunde von mir bringen meine Manuskripte nach Frankreich oder Amerika und dort erscheinen meine Bücher dann.“ Duong Thu Huong leidet bei diesen Sätzen. Das sieht man. Sie ist Schriftstellerin, weil sie mit Worten kämpfen will. Und diese Worte versucht man, ihr zu entwenden. Gegen die französischen Kolonialherren hat sie mit der Waffe in der Hand gekämpft, gegen die Unfreiheit des vietnamesischen Staates kämpft sie mit ihren Büchern. Dass ihre Worte im eigenen Land gar nicht erst gehört werden, alles getan wird, um eine Veröffentlichung zu verhindern, macht sie wütend. Dass es viele junge Vietnamesen gibt, die überhaupt kein Interesse daran haben, was sie schreibt, noch viel mehr. „Viele Fremde kommen in unser Land, das zur Zeit eine Öffnung durchmacht, und glauben, jetzt sei alles auf dem besten Weg, jeder könne hier frei seine Meinung äußern, aber dem ist nicht so. Wir sind immer noch unfrei. Ich glaube, dass es noch lange dauern wird, bis sich in Vietnam eine Art Demokratie durchsetzen wird. Wir sind zwar stark in Zeiten des Krieges, aber unsere Leute hier sind sehr jung und sehr naiv. Alle leben sehr pragmatisch auf ihre eigenen Bedürfnisse ausgerichtet. Alles ist sehr auf Tradition ausgelegt. Keiner denkt dabei an seine persönlichen Rechte. Und materiell gesehen geht es uns besser denn je, warum also meckern?“ Dann fügt Duong Thu Huong hinzu, „aber wenn wir immer nur daran denken, unsere Traditionen zu feiern und uns nicht weiter zu entwickeln, bleiben wir irgendwann stecken, hinken der Welt hinterher.“ Duong Thu Huong kämpft gegen die Ignoranz ihrer Landsleute. Sie will etwas bewegen. Der dunkelgekleidete Herr verlässt das Café. Er hat genug gehört. Wird er Duong Thu Huong auf der Straße weiter beschatten? Wird sie vielleicht sogar für das, was sie mir gesagt hat, verhaftet werden? Ich weiß bis heute nicht, ob dieses Gespräch Konsequenzen für sie hatte. Selten habe ich in Vietnam solche deutlichen Worte gehört. „Wir sind Hunde“, sagt sie mir zum Abschied, „vergessen Sie das nicht.“

18. Thüringer Würstchen für Hanoi

Mein heutiger Besuch gilt keiner Kulturinstitution, keinem Museum, keinem Künstler. Ich halte die Adresse von Dr. Tan in Händen. Außerdem ein kleines Werbeprospekt für Thüringer Würstchen mit Rezeptvorschlägen auf vietnamesisch. Dr. Tan ist ein Machertyp, einer, der auf dem vietnamesischen Weg in die Moderne auf der Gewinnerseite steht. Ich gehe durch einen schmalen langen Gang in ein kleines Büro und werde von einem Mann um die 50 herzlich begrüßt. Dr. Tan spricht fließend deutsch und freut sich sehr über Gäste aus Deutschland. Er ist ganz und gar Geschäftsmann, ein fröhlicher und Optimismus ausstrahlender Mensch. Wir setzen uns auf dicke Ledersessel, die mit einem Spitzendeckchen am Kopfrand behängt sind. Hinter ihm ein Plakat mit der Aufschrift „Duc viet“ – eine Wurst prangt in der Mitte, dahinter die Flaggen von Deutschland und Vietnam. Dr. Tan hat zu DDR-Zeiten in Thüringen studiert, dort hat er dann auch die Bratwurst kennen gelernt, die sein Leben bis heute beeinflusst. Erst studierte er Mathematik in Erfurt, dann kehrte er zurück nach Hanoi. Ein zusätzliches Wirtschaftsstudium in Siegen hat seine Geschäftsidee dann vollendet. Und seine Idee war so einfach wie genial: er stillt den vietnamesischen Hunger nach Wurst. Ein gar nicht selbstverständlicher Genuss in Asien. „Die vielen aus der DDR zurückgekehrten Vietnamesen sollen auch in der vietnamesischen Heimat keinen Mangel an Wurst leiden“, sagt Dr. Tan. „Außerdem kommen immer mehr Touristen in unser Land und die essen auch gerne Würstchen“, fügt er hinzu. Große Nobelhotels stehen genauso auf seiner Abnehmerliste wie die staatliche Fluggesellschaft „Vietnam Airlines“ zum Beispiel. Auch eine Würstchenbude habe er eröffnet, sagt er mir, dort können die Vietnamesen in der Mittagspause Thüringer Bratwurst mit Ketchup oder Senf essen. „Alles in deutscher Qualität hergestellt“, sagt Dr. Tan stolz. „Wir produzieren auch Bayrischen Leberkäse oder Wienerle. Alles, was es so an Fleischprodukten gibt.“ Dr. Tan hat eindeutig eine Marktlücke entdeckt. Auch Fahrradlampen gehören zu seinem Verkaufssortiment, aber die Wurst ist der unschlagbare Renner. „Mein Traum ist es, große Schlachtereien am Stadtrand von Hanoi zu errichten. Wissen Sie, die Hygiene in Vietnam ist sehr schlecht und eine durchgehende Kühlkette für Fleischprodukte wäre hier eine Sensation.“ Ich gebe ihm recht. Die dicken Fleischbrocken, die auf den Märkten der Stadt von Mücken umschwärmt zum Verkauf angeboten werden, sehen nicht gerade einladend aus. Langes Lagern ist auf den Märkten fast unmöglich. Kühlschränke sind für viele immer noch ein weit entfernter Luxus. Dr. Tan trifft mit seiner Idee voll ins Schwarze. In seinem Büro hängt eine Deutschlandkarte. „Die Deutschen sind unser Vorbild. In punkto Disziplin, Sauberkeit und Geschäftssinn.“ Ich muss ein bisschen schmun-

zeln, wenn ich an die pessimistische Grundhaltung denke, die Deutschlands Wirtschaft gerade fest im Griff hält. Dr. Tan will ein ebenso cleverer Geschäftsmann werden, wie er es in Deutschland kennen gelernt hat. „„Doi Moi“ hat uns viel Gutes gebracht“, sagt er mir. „Endlich können wir eigene Geschäftsideen verwirklichen und können erfolgreich sein.“ Dr. Tan ist mit der momentanen Situation des Landes überaus zufrieden. Für ihn läuft alles bestens. Sein Wohnhaus, ein kleiner Palast mit Deckengemälden nach dem Vorbild der Sixtinischen Kapelle, zeugt von seinem wirtschaftlichen Erfolg. Dr. Tan ist ein Gewinner des neuen Systems, das Privatbesitz wieder möglich macht. Ich verabschiede mich, nicht ohne ihm zu versprechen, noch in seiner Würstchenbude vorbeizuschauen, die sich in einer nahegelegenen Seitenstraße befindet.

II. Bat Trang

19. Ein Dorf töpfert für die Welt

Ich stehe mit Elke, einer Deutschlehrerin vom Goethe-Institut, bei einem Taxifahrer und verhandele. „Nein, 30 Dollar ist uns zu viel, 20 Dollar? Gut, aber dann müssen Sie auch auf uns warten.“ Der junge Taxifahrer schlägt ein. Wir wollen, dass er uns nach Bat Trang bringt, einem kleinen Ort 20 km von Hanoi entfernt. Busse gibt es nicht und mit dem Mofa ist uns die Strecke zu weit. Gut 45 Minuten Fahrt, erst über asphaltierte Strassen, dann über staubige Landwege führen uns in das kleine Keramikdorf. Der Taxifahrer gibt uns eine gute Stunde Zeit, in dem Ort herumzubummeln. Hier soll das Keramikzentrum des Landes sein. Und wirklich, jedes zweite Haus des Ortes hat einen Verkaufsraum für Keramik. Früher soll es aus den Schornsteinen des Ortes von der Keramikproduktion ungesund gedampft haben, steht in meinem Reiseführer, doch heute merkt man davon nichts mehr. Moderne Öfen, die keinen Dampf mehr absondern und die Gesundheit der Arbeiter schützen, haben in Bat Trang Einzug gefunden. Wir schlendern durch den Ort. Das Dorf scheint hauptsächlich aus Geschäften zu bestehen, alle sind sie vollgestopft mit Porzellan. Schüsseln, Kannen, Vasen, Töpfe, Tassen, einfach alles kann man hier finden. Noch dazu in jeder Farbe, jeder Stilrichtung. Für jeden Geschmack ist etwas dabei. Nicht nur traditionelles vietnamesisches Geschirr wird hier hergestellt, auch Formen und Farben, die eher europäischem oder amerikanischem Geschmack entsprechen, finden sich unter dem großen Sortiment. Elke und ich sind gern gesehene Gäste in den einzelnen Läden. Überall werden wir freundlich empfangen, überall zeigt

man uns das gesamte Sortiment und erhofft sich von uns einen Einkauf. Nur wenige Touristen sind in dem Ort. Das macht mich etwas stutzig. Hunderte von Keramikläden, aber niemand, der etwas kauft. Und wo wird überhaupt gearbeitet? Auch davon sieht man nichts. Ich frage einen Ladenbesitzer, wo seine Sachen hergestellt werden. „Hier gegenüber in einem kleinen Hinterhof“, antwortet er mir. „Wollen Sie die Werkstatt einmal sehen?“ Elke und ich sind begeistert. „Ja, gerne“. Er führt uns dorthin. Wir kommen in einen kleinen Raum. Auf dem Boden knien ein Dutzend Frauen und arbeiten still vor sich hin. Als sie uns sehen, lächeln sie und nicken uns schüchtern zu. Auf der einen Seite wird der Ton vorbereitet, auf der anderen Seite geformt oder gefeilt. Ganze Produktserien entstehen so. Kreative Akkordarbeit, denke ich bei mir. Wir gehen einen Raum weiter. Dort wird das fertig gebrannte Tonprodukt bemalt. Eine junge Frau ist gerade dabei, eine Tasse mit einem komplizierten Blumenmuster zu verzieren. Immer und immer wieder das gleiche Muster. Den Pinsel zwischen Daumen und Zeigefinger, den kleinen Finger stützt sie an der Tasse ab, um nicht zu wackeln. Das Muster sieht aus, als sei es mit einer Schablone aufgedruckt, doch hier wird alles per Hand gefertigt. Immer und immer wieder malt sie es auf die noch jungfräulich aussehenden Tassen, die vor ihr in einer Reihe liegen. Ich frage die junge Frau, wie lange sie für eine Tasse braucht, um sie zu bemalen. „Zwei Minuten“, antwortet sie mir. Ich bin sehr beeindruckt. Wir bedanken uns für den interessanten Einblick, den wir gewonnen haben, alle nicken uns zu und lachen. Dann gehen wir zurück in das Geschäft. Ich sehe die Unmengen von Keramik vor mir mit ganz anderen Augen. Was bei uns größtenteils Maschinenarbeit wäre, erledigen hier fleißige junge Frauen in einem dunklen Hinterzimmer. Tag für Tag kommen sie in das kleine Dorf zur Arbeit, auch an einem Sonntag, wie heute. „Wir produzieren für die ganze Welt“, erläutert mir der Geschäftsinhaber. „Diese Tassen hier sind für Japan, die Teller dort für Deutschland. Die Muster und die genauen Angaben bekommen wir aus dem entsprechenden Land geliefert. Wir sind dann nur für die Herstellung verantwortlich.“ Unbezahlbare Handarbeit, denke ich bei mir, doch hier in Vietnam ist es genau anders herum. Handarbeit hat so gut wie keinen Wert, man verkauft billig, die Löhne der Frauen sind nicht hoch. Statt dagegen aufzumucken sind sie dankbar, überhaupt einen Job zu haben. Und der Geschäftsinhaber träumt währenddessen von großen maschinellen Abläufen, die eine gleichbleibende Qualität garantieren und seinen Umsatz noch steigern würden. „Wir könnten noch mehr verkaufen, wenn wir nicht alles per Handarbeit herstellen würden“, erklärt er mir. „So etwas wie Qualitätsmanagement können wir uns nicht leisten. Bei uns fällt jedes Produkt eben immer ein kleines bisschen anders aus, auch wenn wir uns alle Mühe geben, exakt und einheitlich zu produzieren. Und so müssen wir eben billig

verkaufen.“ Verkehrte Welt denke ich bei mir. Handwerkliche Arbeit ist auf dem Weltmarkt nichts wert. Arbeit, die mit großen Maschinen per Knopfdruck ausgeführt wird, wird dagegen teuer bezahlt.

III. Hué

20. Mitten ins Herz

Es ist mein letzter Tag in Hanoi. Immer wieder habe ich meinen Weiterflug nach Hué verschoben und immer wieder stehen interessante Termine an, die ich eigentlich nicht verpassen will. Doch irgendwann muss es ja schließlich weitergehen. Ich steige schweren Herzens in die Maschine von „Vietnam Airlines“ ein, die mich Richtung Süden bringt. Eine Stunde Flug liegt vor mir. Ich denke noch einmal an all die schönen Begegnungen zurück und an die Worte der finnischen Künstlerin Maritta „Du bist infiziert. Jetzt hast Du die Droge Hanoi in Deinen Adern. Für immer.“

Als ich die Maschine in Hué verlasse, erwartet mich ein völlig anderes Klima. Es ist schwülheiß. Ich habe die subtropische Zone von Hanoi verlassen und bin nun in der tropischen Zone gelandet. Die Luftfeuchtigkeit liegt zwischen 80 und 90 Prozent. Die schwüle Luft lässt meine Kleidung am Körper ankleben.

Jetzt bin ich im Herzen Vietnams. In Hué, der alten Kaiserstadt. Hué liegt in der Mitte des Landes, zwischen Hanoi und Saigon. Das Land hat hier nur eine Breite von 80 km zwischen der laotischen Grenze und dem Meer. Das Leben ist beschaulicher, die Menschen sind gelassener. Der Parfümfluss spiegelt die glühendheiße Sonne wieder, sanfte grüne Hügel umgeben die romantisch-verträumte Stadt. Hué ist ein Schmuckstück und nach wie vor Anziehungspunkt für viele Touristen. Geschichtlich und kulturell war Hué jahrhundertlang das Zentrum des Landes. Von hier aus haben die verschiedenen Kaiser das Land regiert, hier ließen sie sich begraben. Und so zieht es viele der ausländischen Besucher zu der alten Kaiserstadt, der Zitadelle, dem Kaiserpalast oder den romantisch im Regenwald gelegenen Kaisergräbern. Doch so ruhig und romantisch war es nicht immer. Hué wurde 1954 bei der Teilung des Landes Südvietnam zugesprochen, lag also direkt an der Grenze des in zwei Hälften zerfallenden Staates. Während des Vietnam-Krieges kam es auch in Hué zu vielen blutigen Kämpfen, bei denen unzählige Menschen auf beiden Seiten ihr Leben lassen mussten. Aber auch die wertvollen historischen Monumente und Kunstschätze vergangener Jahrhunderte wurden 1968 während der Tet-Offensive von nordvietnamesischen Geschossen

getroffen und größtenteils zerstört. Von der Zitadelle, der Wohnstadt der kaiserlichen Angehörigen, blieb fast nichts mehr übrig. Und auch die Kaiserstadt nahm großen Schaden. Doch von der damaligen Zerstörung ist heute nur noch wenig zu sehen. In Hanoi hat man mich immer wieder darauf hingewiesen, nicht allzu sehr dem Charme des künstlichen Ambientes zu verfallen. „Vieles, was Du siehst, ist nicht echt. Vieles ist nicht mehr authentisch, der Schein trügt, hier stehen unwahrscheinlich viele Nachbauten“, hat man mir gesagt. Doch ich bin beeindruckt. Ich lasse mich von den perfekten Nachbildungen in den Bann ziehen. Die Kaiserstadt mit ihren riesigen Gärten, mit Palästen und reichverzierten Tempeln, ornamentierte Tore und große Seen laden zu einem Gang durch die vietnamesische Geschichte ein. Zwischen alt und neu kann mein Auge nicht unterscheiden und so erliege ich dem optischen Reiz der kaiserlichen Bauten. Aber auch die vielen Pagoden sind ein Traum. Die (übrigens ganz echte) Thien-Mu-Pagode zum Beispiel, das Wahrzeichen Vietnams. Hier lebte der buddhistische Mönch Thich Quang Duc, der 1963 in die Geschichte einging, als er sich mit einem alten Austin nach Saigon aufmachte, sich dort in der Lotusposition auf eine belebte Straße setzte und mit Benzin übergoss. Mit seiner Aktion wollte er auf die Unterdrückung der Buddhisten durch den katholischen Herrscher Diem aufmerksam machen. Der alte Austin steht heute wieder in Hué und wird in der Pagode wie ein Heiligtum behandelt. Thich Quang Duc wird hier immer noch verehrt, sein altes Auto rostet vor sich hin, eine vergilbte Tafel erinnert an seine mutige Tat.

Wo man auch ist in Hué, man atmet Geschichte. Moderne Kunst spielt keine so große Rolle, aber dennoch finden sich auch hier einige Galerien und Hué hat sogar eine Kunsthochschule. Ich treffe auf Le Thu Tien. Er ist Künstler und unterrichtet 16 Stunden in der Woche an der Kunsthochschule, die sich innerhalb der Zitadellenmauern befindet. Tien ist in Hué geboren und hält seiner Stadt die Treue. In Saigon oder Hanoi könnte er mit seiner Kunst sicherlich mehr Geld verdienen, aber er liebt das beschauliche Leben hier. „Weißt Du, ich habe die Wahl zwischen dem Leben in Hué und dem Leben in der Großstadt. In der Großstadt hätte ich sicherlich mehr Geld, aber weniger Zeit für mich und meine Arbeit, also bleibe ich hier, denn Zeit ist Luxus und die habe ich in Hué.“ Klingt irgendwie logisch für mich. Tien ist anders als die Künstler, die ich in Hanoi kennen gelernt habe. Meine journalistische Neugierde wird immer wieder stark gebremst, da Tien mindestens so viele Fragen an mich hat, wie ich an ihn. Er ist begeistert, Besuch aus Deutschland zu bekommen und möchte mit mir unbedingt am Abend ein Bier trinken gehen. „Bier trinken mit einer Deutschen. Das muss einfach sein.“ Am Abend gehen wir in ein staatlich geführtes vietnamesisches Restaurant. Wir sitzen gemütlich am Fluss. Wir sind die einzigen Gäste. Drei Kellner sind nur für uns da. Tien sagt: „Hier ist es immer so leer, aber das

Restaurant ist staatlich und somit muss es auch nicht rentabel wirtschaften. Manchmal glaube ich fast, das Restaurant gehört mir. Stimmt ja auch irgendwie, wenn ich immer der einzige Gast bin.“ Wir bestellen Papayasalat, Frühlingsrollen und natürlich zwei Bier.

Tien fragt mich, wie mir Hué gefällt und ich sage, dass ich diese beschauliche Atmosphäre ganz wunderbar finde. „Weißt Du“, sagt er mir, „in Vietnam gibt es ein Sprichwort das heißt: Hanoi ist der Kopf, Hué ist das Herz und Saigon ist der Magen von Vietnam“.

Mit einem kühlen Bier in der Hand, herrlichem Essen vor mir und dieser wunderbaren Sicht auf den Fluß, auf dem kleine Fischerboote entlang schippern, kann ich ihm da nicht widersprechen. Tien spricht hervorragend Englisch, fast ohne Akzent. Er war schon mehrmals in Amerika und hat auch Europa kennen gelernt. Ende der 80er Jahre war er anderthalb Jahre in Amsterdam und hat dort Kunst studiert. „Die Leute in Europa kamen mir sehr einsam vor“, sagt er mir. „Jeder lebt da so für sich. Es war eine schöne Zeit dort, aber richtig wohlgefühlt habe ich mich nie. Oft sprachen Leute mit mir und ich habe gefühlt, dass sie nicht ehrlich zu mir sind. Damit bin ich nicht klargekommen. Wenn ich als Künstler eingeladen wurde, eine Ausstellung zu machen“ fügt er hinzu, „ habe ich immer darum gebeten, die Verhandlungsgespräche im Freien zu führen. Ich mag keine Büros. Das klingt vielleicht jetzt komisch, aber das ist so. Ich habe immer darum gebeten, Gespräche draußen abzuhalten.“ Als ich am nächsten Tag sein Haus besuche, verstehe ich, was er meint. Sein Haus hat keine richtige Tür, Löcher in der Wand sind seine Fenster. Sein Zimmer ist kahl, untapeziert und auch der Boden ist aus Stein. Fast asketisch lebt er hier. Ein paar Studenten sind noch zu einer Besprechung da, sie verabschieden sich, als ich eintreffe. Tien zeigt mir ein paar Bilder, die er gemalt hat. Seine Arbeiten sind sehr abstrakt. Mit der traditionellen Lackmalerei hat er gerade begonnen und überraschend moderne Ergebnisse erzielt. Seine Bilder sind flächig, oft genügen einzelne Farbakzente oder breite Pinselstriche, um das Wesentliche auszudrücken. Ein Bild von einem Tor zum Beispiel. Drei Striche nur. Dahinter liegt ein flächiges Nichts. „Pforte der Leere“ heißt das Bild im Untertitel. Ein vielsagender Titel.

Auch der Krieg ist immer wieder ein Thema in seinen Bildern. Mittlerweile widmet er sich aber auch oft religiösen Motiven. Buddhastatuen finden sich in seinen neueren Werken. „Das Thema Krieg ist schon sehr wichtig für unser Land, viele Künstler weichen dem immer wieder aus, weil es unbequem ist, alte Wunden aufzureißen. Ich halte diese Ignoranz aber für gefährlich und so beschäftige ich mich zwar nicht zwingend, aber doch immer wieder damit.“ 1964 in Hué geboren, hat Tien die schlimmen Kriegsjahre als Kind selbst miterlebt. Und auch nach dem Krieg folgte eine lange Zeit

des Hungers und der Armut. Seine Eltern, die Land besaßen, wurden von der kommunistischen Führung enteignet. Tien musste schon immer hart für seine Existenz kämpfen. Bis heute, denn von seiner Kunst allein kann er hier in Hué nicht leben. Neben seinem Job als Lehrer arbeitet er auch noch bei einer landwirtschaftlichen Organisation, für die er Erklärungstafeln gestaltet. „Hast Du wegen Deiner Bilder schon einmal Ärger mit dem Staat bekommen?“, frage ich ihn. „Ja, einmal“, antwortet er mir, „meine Abschlussarbeit an der Kunstakademie war nicht realistisch genug. Ich hatte zu abstrakt gemalt und so musste ich es noch einmal malen. Ich habe dann auch eine schlechte Note dafür bekommen.“ Dann erzählt er mir von einer Ausstellung in Washington, an der er teilgenommen hat. „Es war schrecklich. Journalisten umlagerten mich und wollten alle etwas Regimekritisches aus meinem Munde hören, doch ich wusste genau, dass jedes Wort zu Hause kontrolliert wird. Die in Amerika lebenden Auslandsvietnamesen wollten mich als kritisches Sprachrohr benutzen und die Regierung hier in Vietnam wollte schon vor meiner Abfahrt wissen, was ich den Amerikanern erzählen werde. Weißt Du, das war mir zu viel. Ich bin doch Künstler, kein Politiker.“

21. Kaiserliche Gräber und Nudelsuppe

Am nächsten Tag leihe ich mir ein Mofa, um die Kaisergräber auf eigene Faust zu erkunden. Ich will durch den Regenwald fahren, da ich keine Lust habe, mich auf eines der Touristenboote zu quetschen, die die Kaisergräber ebenfalls anfahren. Und so fahre ich los, mit einem kleinen Plan in der Hand und genieße es, selbständig zu sein. Bei einer heruntergekommenen Pagode halte ich an, um mich zu orientieren. Eine junge Frau lenkt ihr Mofa zu mir. Hinter ihr sitzt ein etwa 13-jähriges Mädchen. Die beiden lachen mich an und fragen mich auf englisch, ob sie mir behilflich sein können. Ich nicke. „Ja, ich suche das Grab von Minh Mang“ sage ich ihnen. „Kein Problem“, antwortet die Mutter. „Folgen Sie uns einfach, wir wohnen genau daneben.“ Die Fahrt dorthin dauert ungefähr 15 Minuten. Wir kurven durch sandige Wege im Regenwald, vorbei an riesigen Bäumen, Palmen, kreuzen einen Fluss und passieren einige Hütten, bis wir schließlich in einen kleinen Ort kommen. „Hier wohnen wir“, sagt die Mutter freundlich. „Ich heiße übrigens Vi“, fügt das Mädchen fröhlich hinzu und streckt mir die Hand entgegen. Sie bietet mir an, mein Mofa im Garten stehen zu lassen und mich zu den Kaisergräbern zu begleiten. Und so erhalte ich eine Privatführung von ihr. Erst setzen wir mit einem Boot über und kommen dann in die riesige Anlage. Verschiedene Pagoden, kleine Tempel, ein riesiger Park mit einem

großen See. Vi erklärt mir die architektonischen Besonderheiten der Anlage, erzählt mir viel aus dem Leben von Minh Mang. Fast alle Touristen sind schon weg und so schlendern wir alleine durch die großen Parks. An einem See machen wir halt. Vi erzählt mir von ihrem Leben. „Mein großer Traum ist es, einmal nach Europa zu kommen", sagt sie mir und schaut mich erwartungsvoll an. „Aus diesem Grund werde ich Sprachen studieren. Englisch und ein bisschen Französisch kann ich schon. Weißt Du, meine Eltern haben nicht viel Geld, und studieren ist teuer hier. Ich habe noch vier Geschwister und wir alle sollen viel lernen, damit wir später einen guten Beruf ausüben können." Wir schlendern wieder zurück zu ihrem Haus. Dort erwartet uns ihre Mutter schon mit einer heißen Nudelsuppe. „Würde es Dir etwas ausmachen, mir etwas Geld zu schenken", fragt mich Vi ganz unverblümt „so kann ich mein Schulgeld bezahlen." Ich gebe ihr 15 Dollar, fast alles, was ich dabei habe. Vi ist überglücklich. 15 Dollar ist ein halbes Monatseinkommen in Vietnam. Sie gibt mir noch ihre Internetadresse und fügt hinzu, „Schreib mir doch mal, wenn Du wieder in Deutschland bist. Weißt Du, was Du mir mitbringen kannst, wenn Du noch einmal kommen solltest?" „Was denn?" frage ich sie. „Eine Postkarte mit Schnee drauf", sagt sie und ihre Augen leuchten. „Versprochen, sage ich", steige auf mein Mofa und mache mich in der schwülheißen Hitze auf den Rückweg.

IV. Saigon

22. Ankunft in Saigon

Es dauert ein bisschen, bis ich das laute und hektische Gehupe und Gefahre wieder ertragen kann. Ich bin in Saigon angekommen. Von Pan Thiet aus habe ich den Bus in die Hauptstadt des Südens genommen. Mindestens 50 Kilometer lang geht es durch Vororte, bis der Bus endlich das Zentrum der Stadt erreicht. Vorbei an riesigen Industriegebieten und riesigen Werbetafeln. Wir passieren einen asiatischen Freizeitpark à la Disneyworld – die Gegensätze zwischen Hanoi und Saigon könnten nicht größer sein. „Ho-Chi-Minh-Stadt" heißt die Stadt offiziell, doch die Vietnamesen haben den Namen, den die amerikanischen Besatzer ihm gegeben haben, im täglichen Sprachgebrauch beibehalten und bleiben bei „Saigon". Die Stadt ist zunächst ein Schock. Laut, hektisch und ganz und gar nicht typisch vietnamesisch wie Hanoi. Hier herrscht der Konsum in Form globaler Weltmarken. Die vielen Werbetafeln mit den Aufschriften „Coca-Cola", „Nokia", „Mercedes" oder „Heineken" machen das deutlich. Am 30. April 1975 verließen

die amerikanischen Besatzer fluchtartig das Land, doch ihr Einfluss ist bis heute unbestreitbar. Der Kapitalismus hat hier längst Einlass gefunden und den kommunistischen Grundsatz der Gleichheit verdrängt. Wer nicht vom florierenden Absatzmarkt des Landes profitieren kann, versucht es auf andere Weise. Junge Frauen werfen sich an ausländische Männer, um auch ein bisschen vom neugewonnenen Reichtum, den nicht nur Unternehmer, sondern auch Touristen in Form von harten Dollars bringen, abzubekommen. Saigon ist so ganz anders als Hanoi. Ich denke an die Worte Tiens. „Saigon ist der Magen von Vietnam." Saigons Charme erschließt sich mir noch nicht. Die Metropole mit ihren fast fünf Millionen Einwohnern strahlt Unternehmergeist und Optimismus aus, doch der traditionelle Charme des Landes wird auf dem Altar des Konsums geopfert.

23. Künstlerleben in Saigon

Über Huy habe ich Kontakt zu Hoang Duong Cam bekommen. Cam ist 30 Jahre alt, hat mit Huy an der Kunstakademie studiert und ist ebenfalls in Hanoi geboren. Cam hat in Saigon einen Job als Werbezeichner bei einer Modezeitschrift bekommen und ist deshalb mit seiner Frau hierher gezogen. In dieser Hinsicht ist er sehr modern. Ein beruflich bedingter Umzug ist noch immer ungewöhnlich in Vietnam. Sein nordvietnamesischer Akzent wird hier immer noch belächelt. Süd- und Nordvietnamesen haben nach Jahren der Trennung, ähnlich wie in Deutschland, immer noch gegenseitige Vorbehalte. Im Süden sind sie oberflächlich und nicht so kulturell wie bei uns, hat man mir in Hanoi erzählt. Hier in Saigon lacht man über den Akzent der Nordvietnamesen und ein Taxifahrer erzählt mir: „Die in Hanoi, die essen Hunde und sind einfache Menschen." Ich fühle mich an den Ost-/Westkonflikt der Deutschen erinnert. Cam erzählt mir freudestrahlend, dass er und seine Frau gerade eine kleine Tochter bekommen haben. „Das schönste Baby der Welt", sagt er. Familienväter sind überall in der Welt gleich. Wir gehen essen.

Cam erzählt mir von dem Leben in Saigon. „Hier ist vieles anders als in Hanoi. In Hanoi gibt es viele Künstlerzirkel, doch in Saigon arbeitet und lebt jeder für sich. Gelegentlich trifft man sich zum Austausch, aber nicht so regelmäßig wie in Hanoi." Ich frage ihn nach dem Publikum. „Sind die Leute hier interessierter an Kunst?" „Leider haben viele Vietnamesen immer noch keine Ahnung von Kunst, das ist sehr bedauerlich. Sie machen Karaoke oder schauen eine Fernsehserie am Abend an, aber wirkliches Kunstverständnis ist selten. Viele trauen sich auch einfach nicht, in eine Ausstellung

zu gehen, weil sie meinen, da wären sie fehl am Platze und sie seien nicht erwünscht.“ Cam schüttelt den Kopf. „Außerdem ist es auch für uns Künstler sehr schwer, Informationen über internationale Kunst zu bekommen“ beklagt er sich. „Ich habe zum Beispiel eine amerikanische Kunstzeitschrift abonnieren wollen, das war hochkompliziert. Erst einmal besitze ich keine Kreditkarte, die bekomme ich als Vietnamese nicht. Dann habe ich das Heft über einen ausländischen Freund bestellt. Das kam dann aber immer sechs Monate später erst an. Weißt Du, dann wollte ich es auch nicht mehr lesen.“ Cam hat eine Mappe mitgebracht. Fein säuberlich hat er Fotos seiner Installationen und Bilder darin eingeheftet. Ich blättere sie durch. Die Installation „Wedding“ (also Hochzeit) fällt mir auf. Ich sehe Fotos von einer Ausstellung auf den Cayman Islands. Plastikblumen liegen aufgereiht vor einem Torso. Cam kritisiert gesellschaftliche Missstände. „Hochzeiten sind in Vietnam oft sehr verlogen. Das Brautpaar spielt nur eine untergeordnete Rolle. Ich wollte die falsche Romantik, die darin liegt, mit dieser Installation verdeutlichen. Hunderte von Gästen werden von den Familien eingeladen, die das Brautpaar meist gar nicht kennen. Die Wahrung und Zurschaustellung des gesellschaftlichen Status ist oft wichtiger als die Liebe des Hochzeitspaares. Oft wird auch nur aus Vernunft geheiratet oder weil es die Familien für angemessen halten.“

Ich frage, was er als nächstes plant. „Ich habe schon eine Idee. Auf vietnamesisch heißt das Wort „den“ „schwarz“ und das Wort „dèn“ bedeutet „Lampe“. Diese feinen Unterschiede, die in der Betonung einzelner Wörter liegen und für viele Ausländer gar nicht hörbar sind, interessieren mich. Wie oft kommt es zu Missverständnissen im Leben, weil man die Zwischentöne nicht wahrnimmt? Leider komme ich momentan nicht so viel dazu, künstlerisch zu arbeiten“, sagt er mit Bedauern „Ich muss jetzt für eine Familie sorgen und Geld verdienen. Ich arbeite acht Stunden am Tag, dann kümmere ich mich um meine Frau und das Baby. Viel Zeit bleibt da leider nicht mehr.“

24. Ruderer der Liebe

Ich bin sehr gespannt, was mich heute erwarten wird. Über das Deutsche Konsulat habe ich Kontakt zu einem vietnamesischen Kunstsammler bekommen. Eine Seltenheit an sich. Ein vietnamesischer Kunstkenner, der durch sein Mäzenatentum Künstler fördert und somit die Kunstszene des Landes stärkt. Tran Hau Tuan ist der einzige Einheimische, der so etwas tut und der gleichzeitig reich genug ist, sich das leisten zu können. Schon

vorab habe ich erfahren, dass er weder englisch noch französisch spricht, also gehe ich zur Universität, um eine Deutschprofessorin zu treffen, die dort unterrichtet. Mit ihr steige ich in ein Taxi und fahre an den Stadtrand zu dem Haus von Tran Hau Tuan. Wir kommen vorbei an vielen kleinen dichtgebauten Häuschen, bis wir vor einem großen Tor stehen. Wir gehen hinein, in das dreistöckiges großzügig gebaute Haus. Ich bin beeindruckt. Was ich sehe, ist unglaublich. Überall im Haus hängen Bilder an der Wand, moderne Skulpturen stehen herum, der Raum ist nach oben hin offen, Treppen führen zwei weitere Stockwerke nach oben. Auch dort erahnt man Unmengen von Bildern. Wir werden von einer Bediensteten in ein kleines Bürozimmer geführt. Wir setzen uns zwischen die mit Bücher vollgestopften Regale auf antike Stühle. Durch eine Glasscheibe können wir in die große Halle blicken. Wenn ein Haus in Vietnam den Titel Museum verdient hat, dann dieses hier. Ich habe bisher weder in einer Galerie noch in einer anderen Ausstellungsfläche so viel anspruchsvolle Kunst auf einmal gesehen. Ich bin auf Tran Hau Tuan gespannt. Ich stelle mir einen alten, weisen Mann vor und bin überrascht, als mir ein etwa 45-jähriger bärtiger, leger gekleideter Mann gegenübersteht. Er ist etwas unfreundlich. „Ich weiß gar nicht, was das hier eigentlich soll. Warum sind sie hergekommen? Was wollen Sie eigentlich von mir?“ Jetzt bloß nichts Falsches sagen. Ich erkläre ihm, warum ich in Vietnam bin und dass ich mich für die vietnamesische Kunstszene interessiere. Langsam taut er auf. Er sieht, dass ich wirkliches Interesse habe. Meine Übersetzerin Frau Ha und ich geben uns alle Mühe, den unfreundlichen Herrn Tuan nicht weiter zu reizen. Doch er bemerkt unsere großen Augen und unsere fragenden Blicke. „Das ist ja phantastisch hier“, sage ich ihm. „Alle wichtigen Künstler Vietnams sind hier in ihrer Wohnung vertreten. Sie leben ja in einer Art Museum.“ Er lacht. „Ja, mein Schlafraum ist lediglich einige Quadratmeter groß, der Rest ist alles Ausstellungsfläche, bis hoch in den dritten Stock.“ „Wie kommen Sie zu all den Bildern?“ will ich von ihm wissen. „Ich suche nicht nach den Bildern, die Bilder finden mich“, antwortet er mir geheimnisvoll. „Ich mache auch keine Werbung für dieses Haus hier. Wer zu mir kommt, um diese Bilder anzusehen, hat den Weg von alleine gefunden.“ Ich schlucke. Ich fühle mich, als hätten mich unsichtbare Kräfte hier an diesen magischen Ort gebracht. Tran Hau Tuan lässt frische Früchte bringen, die mundgerecht geschnitten sind. Ich greife begeistert zu. Es ist heiß und schwül und die Früchte sind sehr erfrischend. Er lacht. „Das finde ich gut, dass Sie zugreifen. Wir Vietnamesen würden das nie tun. Das ist unsere falsche Höflichkeit.“ Ich bin irritiert und hoffe, nicht zu plump gewesen zu sein, doch er lacht mich an. Die Stimmung schlägt um, ich habe durch mein munteres Zugreifen sein Vertrauen gewonnen. Er beginnt, begeistert zu erzählen. „Ich bin ja nicht nur Sammler, ich bin auch Wissen-

schaftler. Ich habe insgesamt 15 Bücher geschrieben oder war zumindest daran beteiligt.“ Er reicht mir einen Bildband. „So habe ich ein Buch über moderne vietnamesische Kunst geschrieben.“ Ich bin wirklich beeindruckt, dass es Leute wie ihn hier in Vietnam gibt, die sich so ausgiebig mit der Kunst beschäftigten, ihr Leben der Kunst widmen. Dann führt er mich in einen Raum. „Das ist der Bui Xuan Phai-Raum“, sagt er mir. Bui Xuan Phai war so etwas wie der vietnamesische Picasso und Tran Hau Tuan kannte ihn persönlich. „Ich bin mit seinem Sohn befreundet und Phai war so etwas wie ein Vater für mich.“ Er ist mit dem großen alten Künstler emotional tief verbunden. Ich bestaune die Bilder. Sie zeigen typische Straßenszenen Hanois ebenso wie Porträts. Ein altes Fahrrad steht neben einer Glasvitrine. „Das Fahrrad gehörte ihm“, sagt er voller Stolz. Dann weist er auf die Vitrine hin. „Hier das ist seine letzte Handschrift und seine allerletzte Ölzeichnung von 1988.“ Ich erkenne einen Brief, die letzten Worte sind nicht vollständig. „Hier ist ihm der Stift aus der Hand gefallen und dann ist er gestorben“ sagt mir Tran Hau Tuan und schluckt dabei. Ich gehe mit ihm durch die anderen Stockwerke. Auch hier Bilder, Bilder, überall Bilder, alle in einer herausragenden Qualität. Auch Werke von Tran Luong sind dabei. „Viele Künstler in Vietnam sind keine echten Künstler. Nur, wenn etwas in der Seele brennt, man einen inneren Schub wahrnimmt, dann ist man ein wirklicher Künstler. Die anderen sind für mich nur Bilderverkäufer. Das, was hier hängt, ist wahre Kunst. Auch normale Menschen haben künstlerische Fähigkeiten, aber ein Künstler spürt, dass er für die Kunst geboren ist.“

Wir gehen wieder zurück in sein Büro. „Die Vietnamesen waren wegen des Krieges künstlerisch benachteiligt. Es gab lange Zeit nicht genügend künstlerische Materialien. Wir holen aber wieder auf. Dank des Krieges bekommt unser Land wiederum auch sehr viel Aufmerksamkeit aus dem Ausland. Der Mythos Vietnam wirkt noch immer.“ „Warum hängt hier so viel Kunst, die mich innerlich berührt und wenn ich ins Museum gehe, sehe ich fast ausschließlich eindimensionale, langweilige Werke?“, frage ich ihn. „Für mich muss ein Bild etwas Heiliges haben und gleichzeitig einen hohen künstlerischen Wert“, sagt er mir. Den Museumsdirektoren ist das nicht so wichtig. In den Museen hängen Bilder aller Qualitäten, weil die Ausstellungsmacher selbst oft keine Ahnung von Kunst haben.“ Dann fügt er wie entschuldigend hinzu. „Vietnam ist noch etwas schwach. Unser künstlerisches Schiff segelt noch nicht auf den Weltmeeren wie die Boote von Deutschland, Italien oder Frankreich. Noch ist unser Kunststil veraltet, sehr akademisch, doch wir holen auf. Wir sind noch keine Kapitäne, aber wir sind Ruderer der Liebe, die sich anstrengen, ihr künstlerisches Glück zu finden.“

Frau Ha und ich verlassen das Haus mit einem ganzen Stapel von ihm verfasster Kunstbücher, die uns Tran Hau Tuan gewidmet hat. Wir sind beide beeindruckt und auf der Rückfahrt im Taxi diskutieren wir noch lange über sein unglaubliches Haus, seine eindrucksvolle Persönlichkeit und die vietnamesischen „Ruderer der Liebe“.

25. Revolutionäre Modewelt?

„Môt“, also „eins“, steht auf der Modezeitschrift, die mir Minh Hanh entgegenhält. Und die zierliche, gut aussehende junge Frau ist auch wirklich die Nummer eins in ihrer Branche. Minh Hanh ist die führende Modedesignerin des Landes. Die Zeitschrift „Môt“ erinnert an die französische „Vogue“. Die Titelseite Hochglanz, die Modefotografien im Heft für vietnamesische Verhältnisse sehr modern, sehr freizügig. Minh Hanh ist sehr erfolgreich, zumindest international gesehen. Sie kommt gerade aus Paris, wo sie bei einer der großen Schauen ihre Mode vorgestellt hat.

Ich bin bei ihr zu Gast im staatlichen Modeinstitut FADIN, dessen Vizedirektorin sie ist. Hier wird fleißig telefoniert, junge ambitionierte Mitarbeiter sind am Arbeiten. In einem kleinen Zimmer wird die Zeitschrift „Môt“ produziert. Gerade mal zwei Mitarbeiter kümmern sich um das Blatt. Sie sitzen um einen Computer herum und entwerfen das Layout für das neueste Heft. „Wir haben Probleme, gute Models für unsere Aufnahmen zu finden. Es gibt zwar viele junge Leute, die Modeaufnahmen machen wollen, aber professionelle Models oder eine Ausbildung gibt es hier nicht. Oft werden Schauspieler genommen, weil sie sich gut präsentieren können, aber die haben leider nicht immer die Idealmaße“, sagt mir Minh Hanh.

Sie bittet mich in ein Zimmer. Neben dem großen Tisch hängen viele Kleider. Sie bietet mir Tee an. Wie in einem Theaterfundus komme ich mir vor. Ich steuere auf die Kleiderstangen zu, die dicht behängt sind mit prächtigen Gewändern. Alles schimmert seidig, dicker Damaststoff quillt hervor, mit Perlen bestickte Kleider aus Samt hängen in Reih und Glied. Ich sehe mir die kostbaren Gewänder an, bin ganz im Bann dieser schönen Stoffe. „Das sieht ja wunderschön aus“, sage ich begeistert. „Diese Stickereien und dieser herrliche Stoff. Das sieht ja unbezahlbar aus.“ Minh Hanh lächelt. „Leider nicht“, sagt sie „solch ein Kleid kostet in der Regel 100 bis 200 Dollar.“ Ich bin überrascht. „Warum ist das so?“ „Wir fertigen alles per Handarbeit an, ich habe zwei Werkstätten, in denen junge Frauen sticken und nähen, aber leider können wir hier in Vietnam nicht mehr verlangen. Das ist schon sehr teuer für vietnamesische Verhältnisse.“ „Was ist Fadin überhaupt?“ fra-

ge ich sie. „Ich arbeite zweigleisig“, sagt sie mir. „Einerseits bin ich die Vizedirektorin des Modeinstituts und versuche, in staatlichem Auftrag den Export vietnamesischer Kleidung zu unterstützen, andererseits bin ich aber auch Designerin und besitze selbst drei Verkaufsshops, in denen ich meine eigene Mode zeige.“ Das klingt ja nach einem Traumjob, sage ich ihr. Doch Minh Hanh winkt ab. „Leider ist die Arbeit nicht so einfach wie sie aussieht“, sagt sie mir. „Ich bekomme immer wieder Briefe von der staatlichen Aufsicht, die mir meine Art von Mode verbieten will.“ Minh Hanh zeigt mir einige Kataloge und Zeitschriften, in denen ihre Entwürfe abgebildet sind. Skizzen liegen auf dem Tisch. Das traditionelle Ao Dai-Kostüm spielt eine große Rolle bei ihr. Doch sie variiert es mit modernen Einflüssen. Ao Dai, das ist ein langes eng anliegendes Gewand mit seitlichen Schlitzen, darunter trägt man weite Hosen. Meist ist ein Ao Dai aus Seide gefertigt, die jungen Schulmädchen tragen es, aber auch bei festlichen Anlässen aller Art wird der Ao Dai von den vietnamesischen Frauen getragen. Minh Hanh wagt sich nun, dieses traditionelle Kostüm zu verändern. Sie kombiniert Hot Pants mit weiten Umhängen, verschafft an den Armen oder Beinen Einblicke, wo normalerweise alles züchtig verdeckt ist. „Sie verstehen nicht, dass es auch in der Mode weitergehen muss und man nicht immer nur in der Tradition verharren kann.“ sagt sie mir. „Ich finde es sehr wichtig, unsere traditionellen Besonderheiten mit modernen Einflüssen zu kombinieren.“ Wie wichtig ihr dieses Anliegen ist, sehe ich, als ich mich wieder der für mich magischen Kleiderstange nähere. Die Stickereien sind kunstvoll und exakt angefertigt. Kleine handgerollte Röschen, aber auch großflächige Muster der traditionellen Bergdörfer finde ich auf ihren Kleidern wieder. „Jede Stadt, aber auch jedes Bergvolk hier in Vietnam hat seine eigenen Muster und die arbeite ich bei meinen Kollektionen bewusst mit ein. „Tho Cam“ zum Beispiel ist ein bekanntes Muster aus Sapa. Dort gibt es zehn Frauen, die für mich arbeiten und mir diese Stickereien liefern.“ Sie führt mich einen Stock höher in einen großen Raum, der voller Nähmaschinen steht. Daran sitzen Frauen jeden Alters und arbeiten vor sich hin. „Jetzt kurz vor Weihnachten haben wir sehr viel zu tun. Wir bearbeiten gerade eine Bestellung aus Amerika. Die Amerikaner mögen vor allen Dingen diese handgedrehten Röschen sehr gerne.“ Ich drehe mich um und sehe eine Reihe bestickter Kleider in Größe XL. Es ist heiß und schwül in der Nähstube und ich stelle mir vor, wie in einigen Wochen amerikanische Frauen am Kamin unterm Weihnachtsbaum sitzen und das handbestickte Röschenkleid tragen werden. „Wir verarbeiten nur Stoffe höchster Qualität. Vietnamesische Seide selbstverständlich. Chinesische Seide verarbeiten wir nicht. Am meisten liefern wir nach Japan, aber auch in Spanien und Frankreich ordert man meine Kollektionen. In Deutschland habe ich bisher nur eine Abnehmerin, die meine

Mode verkauft. Eine Boutique in Kassel“, fügt Minh Hanh lachend hinzu. „Aber ich möchte nächstes Jahr mal nach Berlin, um dort meine Mode vorzustellen.“ Die Nähmaschinen rattern weiter. Minh Hanh führt mich zu einer anderen Werkstatt. Workshop nennen sie das hier. Auf dem Boden sitzen 15 junge Vietnamesinnen, die fleißig die von den Amerikanerinnen so geliebten Röschen drehen. „Wir machen im Moment Überstunden“, erklärt mir Minh Hanh, „damit wir vor Weihnachten liefern können. Die jungen auf dem Steinboden sitzenden Frauen wissen sicherlich nicht, was Weihnachten ist.“ Minh Hanh hat ungefähr 30 Angestellte, das Geschäft läuft gut.
Am nächsten Tag besuche ich einen ihrer Shops. Erst bin ich von einem Laden irritiert, der mit dicken Lettern behauptet, Mode von Minh Hanh zu verkaufen. Wieder mal versucht hier jemand, von dem Können eines anderen zu profitieren. Die Kopierlust der Vietnamesen macht auch vor der Mode nicht halt. Doch dann sehe ich das richtige Geschäft, direkt gegenüber des bekannten Rex-Hotels gelegen. Vor allem Touristinnen sind hier Kunden, aber auch die neue Upperclass Vietnams kauft Minh Hanhs Mode. Eine junge Japanerin ist gerade dabei, verschiedene Kleider anzuprobieren. Sie sieht in jedem entzückend aus. Den Preis findet sie sicherlich auch entzückend. So preiswert findet sie in Japan kein handgesticktes Kleid. Draußen sitzt ein Bettler vor dem Schaufenster, ich komme mir sehr dekadent vor zwischen all den edlen Stoffen. Goldene Spiegel und reichbestickte Gewänder sind ein wahrer Kontrast zu dem Elend auf der Straße. An einem Oberteil hängt ein Preisschild: 35 Dollar. Ich lasse es mir in der größten verfügbaren Größe bringen. Es passt und sieht herrlich aus. Ich zahle. Ein ganzer Monatslohn für einen Durchschnittsverdiener in Vietnam, denke ich bei mir. Soll ich mich jetzt schlecht fühlen oder soll ich mich über das „Schnäppchen“ freuen? Meine Gefühle gehen hin und her. Verkehrte Welt, denke ich nicht zum ersten Mal und setze mich auf die Dachterrasse des Rex-Hotels, um mir die Stadt von oben anzuschauen.

26. Abschied von einer nicht mehr ganz so fremden Welt

Ich soll 15 Dollar zahlen, sagt man mir am Flughafenschalter, damit ich ausreisen kann. Keiner hat mich vorher darauf hingewiesen. Solche Regelungen kommen und gehen in Vietnam eher spontan. Jeder Reisende gibt brav seine Dollar ab, bekommt eine Quittung und passiert somit den Weg zum Flugzeug. Ich kratze mein restliches Dollargeld zusammen und muss noch Euro dazulegen, weil es nicht reicht. „Was sie wohl mit mir machen würden, wenn ich nicht zahle? Müsste ich dann hier bleiben?“

In Deutschland soll Schnee liegen, hier ist es immer noch schwül heiß. Ich setze mich in die Wartehalle. Noch eine gute Stunde bis zum Abflug. Ich denke zurück an all die schönen Erlebnisse, auch an die unschönen, von denen es nicht so viele gab. An die Verabredungen mit Vietnamesen, die nicht verstehen konnten, wenn ich nicht um 7 Uhr morgens da sein wollte, an die durch Lautsprecher dröhnenden Nachrichtenansagen um 6 Uhr in den Straßen von Hanoi, die mir so manch frühmorgendlichen Nerv raubten, an die stets präsente sichtbare und unsichtbare Polizei auf der Straße. Ich denke zurück an den alten Medizinmann mit dem grauen Bart in Hanoi, der exotische Kräuter zusammenmixte und vor dem geduldig Frauen und Männer in einer Schlange warteten und hofften, er würde sie wieder gesund machen. Jeden Tag kam ich auf meinem Weg zum Hotel an ihm vorbei.

Ich denke zurück an ein Land voller Kontraste, in das die moderne Zeit viel zu schnell, viel zu abrupt Einzug hält. An den hochmodernen Handyladen, der Wand an Wand neben einem ärmlichen Haus liegt, in dem eine Großfamilie auf dem Boden sitzend ihre Suppe kocht; an die Frauen, die mit ihren gerupften Hühnern am Straßenrand stehen. Die nackten Tiere hängen an den Beinen zusammengeschnürt mit dem Kopf nach unten und warten darauf von einem Mopedkunden mitgenommen zu werden, um dann im abendlichen Suppentopf zu enden. Ein jämmerlicher Anblick, der auch für mich fast zur Normalität wurde.

Vietnam steht vor einer großen Herausforderung. Der Konsum hält Einzug und viele können nicht Schritt halten. Die neue Zeit rast durch ein Land, dessen Rhythmus bisher ein anderer war. Manche profitieren davon, manche bleiben auf der Strecke. Doch eine positive Stimmung beherrscht das Land. Es geht voran, es geht weiter und sie wird für viele besser sein, die neue Zeit. Die Künstler, die ich getroffen habe, versuchen ihren Weg zu gehen, manche durch Widerstand, manche durch Anpassung, aber jeder mit seiner eigenen Idee vom zukünftigen Vietnam im Kopf. Viele sind politischer als sie selbst glauben. Sie reflektieren, was gerade im Land passiert, das Gute und das Schlechte. Nicht viele Vietnamesen tun das momentan.

Vietnam hat einen Platz in meinem Herzen gewonnen. So vielfältig, so geheimnisvoll und gleichzeitig so bodenständig. Faszinierend, die Droge Vietnam, sie wirkt. Sie sitzt tief in mir drin und mit ihr der Wunsch, zurückzukehren zu dem Kopf, dem Herzen und dem Magen des Landes.

V. Dank

Besonderen Dank an Franz-Xaver Augustin vom Goethe-Institut für die freundliche Betreuung in Hanoi und an Ute Maria Kilian von der Heinz-Kühn-Stiftung für die leitende Hand im fernen Deutschland.